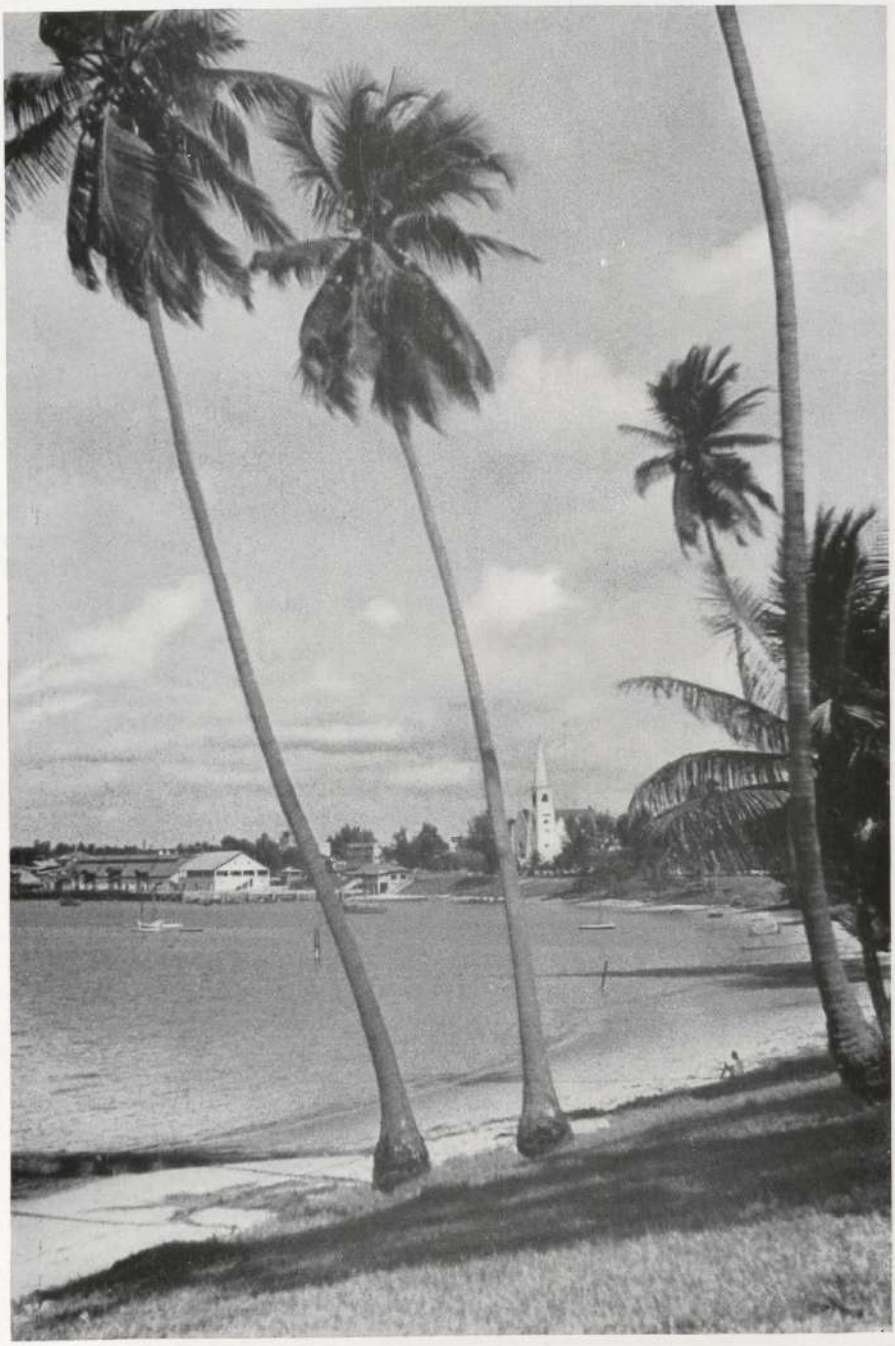
Dr. Johann von Leers

Deutsche – die Kolonialpioniere Europas

Friedrich Bohnenberger Verlag, Stuttgart



Daressalam, Hauptstadt des früheren Deutsch-Ostafrika — Aufn. Dr. Alb. Herrlich, München

Dr. Johann von Leers

Deutsche – die Kolonialpioniere Europas

Friedrich Bohnenberger Verlag, Stuttgart

I 211.255

Druck: Karl Scharr, Stuttgart-Vaihingen

2018: UBS-18783

TA

Vorwort

Der Weltkrieg hat noch einmal den ſchon vor ſeinem Beginn zu kleinen Lebensraum des deutſchen Volkes vermindert. Es verlor nicht nur in Europa, ſondern vor allem auch durch die Wegnahme ſeiner Kolonien Rohſtoffbezugsgebiete und Arbeitsmöglichkeiten. Wenn wir leben wollen, ſo müſſen wir unſern Lebensraum durch Kolonien ergänzen. Und wir wollen leben! Wir halten es auch für unmoraliſch, einem ſo leiſtungsfähigen Volk wie uns den Lebensraum bis zur Unerträglichkeit zu verknappen, während unſere alten Kolonien ſich vielfach in der Hand von Völkern befinden, die kaum oder gar nicht in der Lage ſind, ſchon für ihren eigenen Kolonialbeſitz die genügenden Menſchen zu ſtellen.

Man kann unſerer kolonialen Forderung gegenüber nicht einwenden, daß wir ja die Rohſtoffe kaufen könnten! Man hat uns ja ſelber dies durch eine 15jährige Ausplünderung unmöglich gemacht. Man kann auch nicht einwenden, daß Kolonialbeſitz nur eine Laſt ſei — warum halten denn die mit ihm „Belaſteten" ſo feſt an ihm? Und warum wollen ſie noch außerdem für uns „Laſten" mittragen, die wir zu übernehmen gern erbötig ſind? Man kann auch nicht ſagen, daß Kolonien eigentlich wertlos ſeien, denn warum hält man ſolche wertloſen Stücke feſt und weigert ſich, ſie dem rechtmäßigen Eigentümer wiederzugeben? Man kann ſchließlich auch nicht ſagen, daß das Intereſſe der Eingeborenen die Rückgabe der Kolonien an das Deutſche Reich verbietet — die Eingeborenen haben ja ſeinerzeit ſich lebhaft dagegen gewehrt, die deutſche Herrſchaft mit einer fremden vertauſchen zu müſſen, ſie ſind auch nirgendwo in einer Kolonie der Mandatsmächte gefragt worden, ob ſie deren Herrſchaft gewünſcht haben oder weiter wünſchen. Aber trotz aller ſachlichen, klaren Gründe weigert man ſich, uns unſer rechtmäßiges Eigentum wiederzugeben.

In dieſer Schrift ſoll nun kurz und knapp geſagt werden, in welcher Weiſe wir unſere Kolonien erwarben, mit welchen Begründungen ſie uns widerrechtlich vorenthalten werden, welche Anſprüche wir auf ſie haben — und damit ſoll ein Beitrag geliefert werden zur Geſchichte des Unrechts, das in Europa der deutſchen Nation angetan wird und ſchon ſeit langem in immer neuen Formen angetan wurde. Den Menſchen des eigenen Volkes ſoll dieſe Schrift dazu dienen, ſie im Bewußtſein ihres guten Rechtes zu feſtigen, denen, die guten Willens ſind in der Welt, eine ſachliche Darſtellung der inneren Begründung unſerer Forderung auf Rückgabe der Kolonien geben — und denen, die durch Feſthalten am getanen Unrecht hoffen, dieſes verewigen zu können, mindeſtens zeigen, daß dieſe Frage bei uns in vollem Umfang verſtanden iſt und daß immer wieder aufs neue Rechtsverwahrung gegen das uns angetane Unrecht eingelegt wird, damit die unrechtmäßigen Beſitzer unſeres Eigentums keinen Augenblick den guten Glauben zu ihrem Beſitz haben können.

Berlin, im Herbſt 1937.

Dr. Johann von Leers.

Universitätsbibliothek Salzburg

Deutsche — die Kolonialpioniere Europas.

Deutsche Volkskraft bewahrt Europa vor fremdrassischer Ueberflutung.

Das Schicksal des deutschen Volkes ist eines der tragischsten in Europa gewesen. Die Deutschen haben wesentlich die europäische Kultur aufgebaut. Sie waren Herz und Rückhalt dieser Kultur, ja, sie haben sich geradezu dafür aufgeopfert und niemand hat es ihnen gedankt. Als Karl Martell die Araber bei Tours und Poitiers mit seinen ostfränkischen, germanischen Truppen schlug, bewahrte er Frankreich davor, so arabisch zu werden, wie es Spanien jahrhundertelang war; die deutsche Macht hinderte die Sarazenen, sich in den Besitz Siziliens und Unteritaliens zu setzen; deutsche Ritter befreiten auf einer Kreuzfahrt 1143 Lissabon und schufen mit der Befreiung von den Arabern die Anfänge des portugiesischen Staates; Deutsche fingen den Mongolensturm von 1241 ab; die Deutschen verhinderten, daß das glänzend organisierte türkische Reich des 16. und 17. Jahrhunderts seine Macht bis an die Grenzen Norditaliens ausdehnte. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Deutschen in diesen letzten Kämpfen Vorposten hatten; Kroaten, Rumänen, Ungarn fingen schon vor ihnen manchen türkischen, die Polen manchen tartarischen und moskowitischen Stoß ab — aber die eigentliche Triarier-Stellung hatten die Deutschen.

Die deutsche Wissenschaft weist den Weg in die Weite der Welt.

Die Deutschen mußten die großen geistigen Fragen Europas für die anderen in sich durchkämpfen. Der mittelalterliche Kampf zwischen Kaiser und Papst, der überall als Kampf zwischen der werdenden Königsmacht und der universalen kirchlichen Macht bestand, den die Könige von England, Frankreich, Dänemark und Polen ganz genau so durchzufechten hatten, wurde nur auf deutschem Raum zum ungeheuren Drama des Mittelalters. Weil die päpstliche Macht mit dem deutschen Kaiser ringen mußte, konnte sie die Entwicklung der anderen europäischen Staaten zur Selbständigkeit nicht verhindern. Der deutsche Koloß zog den riesigen Gegner auf sich, dem sonst die anderen erlegen wären.

Die Auseinanderſetzungen der Zeit des Humanismus und der Renaiſſance der Reformation und Gegenreformation haben wieder die Deutſchen für alle anderen getragen. Bei uns zerbrach Staat und Volk an dieſem Ringen, das uns in den Dreißigjährigen Krieg hineinſchlenderte. Europa erntete nur die Früchte und ſtand nicht an, ſich in Münſter und Osnabrück 1648, als eine „Verſicherungsgeſellſchaft gegen deutſchen Wiederaufſtieg" zu organiſieren, eine Geiſteshaltung, die auf dem Wiener Kongreß von 1815, in Verſailles 1919 und in mancher Sitzung des Völkerbundes immer wieder zum Ausdruck gekommen iſt.

Während aber Deutſchland die Laſten für die anderen trug, mißgönnte man ihm ſelbſt das, was jeder andere mit Recht für ſich in Anſpruch nahm. Das heldiſche Ringen der Deutſchen gegen das würgende Dogma des kirchlichen Univerſalismus hatte erſt die Grundlagen für die Freiheit des europäiſchen Geiſtes wieder geſchaffen. Ein Dante konnte erſt dichten, weil die kaiſerliche, deutſche Partei, das Gibellinentum Italiens, den Weg auch für ein nationales Denken anderer Völker freigegeben hatte. Er hat dies immer anerkannt.

Erſt die Niederlage des Univerſalismus ſtürzte auch das Dogma auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft und Seefahrt, das bis dahin die Völker eingeengt hatte. Der tragiſche Untergang der Hohenſtaufen, das verzweifelte Ringen Ludwigs des Bayern, die Durchſetzung der Eigenſtändigkeit von Reich und Volk gegenüber dem Weltherrſchaftsanſpruch der Weltkirche erſt gab jenen Geiſtern die Grundlage, die wie Galilei den Mut hatten, die Drehung der Erde um die Sonne entgegen dem kirchlichen Dogma zu behaupten. Erſt dieſer Freiheitskampf zerſtörte auch das bibliſche Dogma von der „Unbefahrbarkeit der Ozeane." Man muß ſich darüber klar ſein, daß im 12. und 13. Jahrhundert der Seemann, der aus den europäiſchen Küſtengewäſſern hinausſteuerte, als ein frevelhafter Ketzer galt. Es ſteht geſchrieben (Jeſaias 40, 20): „Der Herr ſitzt über dem Kreis der Erde." Wo ſaß der Herr? — In Jeruſalem! Alſo — argumentiert die mittelalterliche Kirche — liegt Jeruſalem in der Mitte der Welt. Die Erde iſt eine Scheibe und es ſteht wiederum geſchrieben: „Der Herr hat auf des Waſſers Oberfläche einen Kreis gezogen, da, wo Licht und Finſternis ſich ſcheidet." (Hiob 26, 10.) Alſo war rings um die bekannte Welt ein Ozean und auf dieſem Ozean ein Kreis, jenſeits deſſen jedes Schiff in den Abgrund hinabſtürzen mußte. Jenſeits der bekannten Küſten gab es kein Land, da war nur der Ozean, von dem der Kirchenvater Ephrem aus Syrien „lehrte," „welcher die ganze Erde umgibt und in welchem ſich kein lebendiges Weſen befindet, über welchen auch kein Vogel fliegen kann, weil, gleich wie eine Mauer um die Stadt gezogen iſt, ſo auch dieſes Meer die Erde umgibt." Jenſeits der großen afrika-

niſchen Wüſte und hinaus über die „Säulen des Herkules" — die Straße von Gibraltar — könne es keine Länder mehr geben, denn, ſo argumentierte die mittelalterliche Kirche, jenſeits dieſer Sperre des toten Sandes und jenſeits des weiten Meeres könne man nicht hingelangen. Weil man aber nicht hingelangen könne, könne dort auch das Evangelium nicht gepredigt werden. Nun aber habe Gott ſeinen Sohn geſandt, damit allen Menſchen das Evangelium gepredigt werden könne, — es würde ſich nicht mit Gottes Weisheit vereinbaren laſſen, auch nicht mit ſeiner Barmherzigkeit und Liebe, wenn man annehmen wolle, er habe Länder geſchaffen mit Menſchen, zu denen man niemals gelangen könne, um ihnen ſeinen Sohn zu predigen. Alſo gäbe es ſolche Länder nicht, — und wer doch verſuche, ſolche Länder zu entdecken, könne nur vom Teufel geblendet ſein. Selbſt Dante iſt dieſer Suggeſtion anheimgefallen und ſchildert warnend einen Seemann, der nur auf ſeine „Tüchtigkeit" und „Kenntniſſe" vertrauend, es tatſächlich wagt, über die „Säulen des Herkules" auf den Atlantiſchen Ozean hinauszuſteuern. Ihn trifft das Schickſal der göttlichen Strafe; vor ihm erhebt ſich der „Berg der Läuterung" und ein Wirbelwind reißt den Verwegenen hinab. Der Menſch ſoll nicht, lehrt die Kirche, die Geheimniſſe des Univerſums entſchleiern wollen, er ſoll „glauben."

Wären nicht jene Zehntauſende von Deutſchen geweſen, die in den furchtbaren Kämpfen zwiſchen Kaiſer und Papſt von Heinrich IV. über der Hohenſtaufen tragiſches Ende bis zu der nie abreißenden Widerſpenſtigkeit der Deutſchen gegen den Univerſalismus gerungen hätten, — wer weiß wie lange man noch in ſpaniſchen und portugieſiſchen Küſtendörfern ſcheu beobachtet hätte, daß die Fiſcherboote ja nicht aus Sicht der nahen Küſte kamen, ja nicht auf den geheimnisvollen Atlantiſchen Ozean hinausſteuerten. Erſt der deutſche Kampf zerbrach die Gewalt des Univerſalismus, erſt die deutſche „Ketzerei" machte dem freien Gedanken den Weg offen, — und langſam und vorſichtig begannen die erſten Entdeckungsfahrten der Portugieſen.

Als ſie auf Antrieb ihres genialen Prinzen Heinrich des Seefahrers an der weſtafrikaniſchen Küſte zum erſten Male das „Kap Nein" (Capo Nao) umſchifften, von dem es immer hieß:

Wer ſegelt um Kap Nein,
Der kommt nicht wieder heim...

da richteten ſie an dieſem kleinen Vorgebirge, an dem heute achtlos die Ozeandampfer vorüberfahren, eine Statue auf: „Unſerer lieben Frau von der wunderbaren Hilfe" ſo feſt ſaß der Glaube an das kirchliche Dogma von der Unbefahrbarkeit des Ozeans. Wie tief hätte es erſt geſeſſen, wenn kein Heinrich IV., der Salier, dem gewaltigen Gregor VII. getrotzt, wenn kein Heinrich V. den Paſchalis II. anno 1111 verhaftet hätte, wenn nicht

der gewaltige Friedrich II., der Hohenstaufe, mit den blanken Waffen des Spottes und der geschliffenen Geistigkeit ebensosehr wie mit der aufopfernden Treue seiner deutschen und italienischen Anhänger den freien Gedanken gegen den Gedankenzwang behauptet hätte!?

Die deutschen Kämpfe in Italien mit der päpstlichen Macht, die uns so unendlich viel wertvolles Blut kosteten, retteten den europäischen Geist, den Geist des freien Forschens und des selbständigen Denkens vor dem würgenden Zwang eines Dogmas, das sich in seinem Widerspruch gegen die Naturgesetze geradezu gefiel.

Ohne diesen deutschen Kampf hätte es keinen Kolumbus gegeben, — er wäre schon vor seiner Abreise als frevelhafter Zweifler, als Wagehals, der der offenbarten Wahrheit Gottes übermütig widerspricht und Leib und Seele auf dem Meer der ewigen Verderbnis preisgibt, eingesperrt worden.

Deutsches Gut und Blut — Steine des Fundaments.
Die spanisch-portugiesische Weltmacht.

Daß man Seekarten und alte Fahrtberichte, daß man Meeresströmungen und Winde beobachtete, ja, daß man zurückgriff auf die noch lebendigen Ueberlieferungen der doch noch „heidnischen" Wikinger, die von Grönland aus Amerika entdeckten, daß man das wagen konnte, — das wäre nicht denkbar gewesen ohne den heroischen Kampf der Salier und Hohenstaufen als notwendige Grundlage für jede freie Entwicklung des europäischen Geistes.

Das Reich Karls V., in dem das spanische Volk seine gewaltigen Entdeckungen und Eroberungen in Südamerika machte, war ein Deutsch-Spanisches Reich. Die deutsche Macht Kaiser Karls V. hielt wesentlich das eifersüchtige Frankreich zurück und ermöglichte Spanien die Ausdehnung über See. Deutsche Landsknechte und Kaufleute haben an dieser Erschließung Mittel- und Südamerikas mitgewirkt. Sie haben auch an den portugiesischen Kolonialfahrten mit Mannschaften und Geld sich beteiligt, so hat der Agent der Welser Simon Seitz, mit dem König Manuel von Portugal 1503 eine „Deutsch-Indische Handelsgesellschaft" gegründet, der große Kartenzeichner und Gelehrte Peutinger die Expedition Almeidas nach Indien mitgemacht. Die spanischen Eroberungen in Mittel- und Südamerika sind nicht zuletzt von deutschen Kaufleuten finanziert worden; Kaiser Karl V. hatte von dem reichen deutschen Kaufmann Bartholomäus Welser gerade für koloniale Zwecke über 12 Tonnen Goldes geliehen bekommen; so war es nur verständlich, daß er namens der Krone Castilien dem Hause Welser einen Teil

von Venezuela ringsum die jetzige Hauptſtadt Caracas als ehrliches Familienlehn übertrug (1526). 1546 mußten die Welſer dieſe Kolonie an die ſpaniſche Krone zurückgeben. In ihrem Auftrage hat Philipp von Hutten Forſchungsreiſen und Eroberungszüge in Südamerika durchgeführt; der deutſche Landsknecht Schmiedel lieferte die erſte Beſchreibung Argentiniens, deutſche Soldaten ſtanden gerade bei der Erſchließung der La-Plata-Länder immer wieder im Dienſte der ſpaniſchen Vizekönige. Wenn auch ſicher die Deutſchen nicht die ſpaniſche Kolonialausdehnung geſchaffen haben, ſo haben ſie dieſe doch gefördert, und ohne großen Dank zu ernten, dazu beigetragen, daß heute die ſpaniſche Sprache eine Weltſprache iſt.

Sie haben aber auch das gleiche gegenüber Portugal getan. Der Freiheitskampf der Deutſchen gegen Napoleon I. und die Ueberführung der deutſchen Legionen des Herzog von Braunſchweig-Oels auf die iberiſche Halbinſel auf engliſcher Seite führte dazu, daß gerade Portugal von der franzöſiſchen Herrſchaft am raſcheſten befreit wurde.

In Braſilien hatten ſchon lange vorher einzelne Deutſche ſich ausgezeichnet. Einen der erſten Reiſeberichte über das neue Land lieferte Hans Staden, der Braſilien von 1547 bis 1555 bereiſte, 1565 finden wir einen Heliodor Heſſe als Begründer des heutigen Rio de Janeiro, 1567 fällt er als Verteidiger des portugieſiſchen Braſilien gegen die Franzoſen. Aber vor allem nach den napoleoniſchen Kriegen, als ſich in Braſilien eine Seitenlinie des portugieſiſchen Königshauſes mit Dom Pedro I. in den Beſitz des braſilianiſchen Kaiſerthrones ſetzte, erfolgte eine große Einwanderung von Deutſchen. Deutſche Soldaten waren es, die als deutſche Bataillone für die Erhaltung Braſiliens gegen innere Aufſtände und äußere Bedrohung fochten; deutſche Siedler haben dann ganze Landſchaften Braſiliens aufgeſchloſſen und dem Lande eine Anzahl der tüchtigſten wirtſchaftlichen und politiſchen Führer geſtellt, das heute etwa 620000 Deutſche als loyale und getreue Mitarbeiter am Staate beſitzt.

Auch gegenüber Spanien und den ſpaniſchen Tochterſtaaten hat das Deutſchtum ſich ſtets als ein fördernder Freund erwieſen. Die Befreiung Spaniens vom napoleoniſchen Joch iſt neben der eigenen Tapferkeit der Spanier ſicher ein Erfolg des deutſchen Befreiungskrieges. Die Erhaltung eines ſtarken Spaniens war ſtets ein geſundes Ziel deutſcher Politik; außer einmal (Marianenzwiſchenfall, der durch einen für Spanien durchaus günſtigen Kaufvertrag von 1899 erledigt wurde) haben ſich deutſche und ſpaniſche Kolonialpolitik niemals überſchnitten. Noch auf der Guinea-Konferenz von 1900 waren die Deutſchen die einzigen, die Spaniens gerechte Anſprüche in der Frage der Ausdehnung ſeines Kolonialbeſitzes Spaniſch-Guinea in Weſt-

afrika unterstützten, und gegen den französischen Druck, dem Spanien auf dieser Konferenz erlag, soweit nach Lage der Dinge möglich, Rückhalt gaben.

Abgesehen von den üblichen Fragen der Grenzziehung im kolonialen Raum, die alle friedlich beigelegt sind und niemals ernste Konflikte hervorriefen, ist das koloniale Verhältnis Deutschlands zu den beiden ältesten Kolonialstaaten Spanien und Portugal immer ein gutes gewesen. Wir haben ihre historischen Rechte stets geachtet, haben uns stets davor gehütet, wie die englische und französische Presse es vielfach tat, die Rückständigkeit ihrer Kolonialverwaltungen zu manchen Zeiten in die Welt hinauszuschreien, wir haben den beiden ältesten Kolonialmächten Europas „niemals nach Erbe oder Haus gestanden."

Auch den Niederlanden nützten deutscher Mannesmut und Forscherdrang.

Der niederländische Kolonialbesitz ist unzweifelhaft durch die kaufmännische Tüchtigkeit und seemännische Begabung der Niederländer selbst erworben worden. Es sollte aber auch gerechterweise nicht vergessen werden, wie vielfach Deutsche in niederländischen Diensten bei der Erwerbung und Ausdehnung dieses Kolonialbesitzes nützliche Arbeit geleistet haben. Die Zahl der deutschen Soldaten, Kaufleute und Beamte, die im Dienste der Ostindischen Kompagnie die reiche Inselflur aufschlossen, ist Legion; unter den deutschen Mitwirkern am niederländischen Kolonialimperium sollte mindestens der deutsche Arzt und Naturforscher Engelbert Kämpfer, der die erste große Beschreibung Japans lieferte und damit den Niederlanden einen weiten Vorsprung im Japanhandel verschaffte, — mit Recht steht sein Denkmal in der Rijks-Universität in Leyden, — nicht vergessen werden. In niederländischen Diensten stand ferner der große bahnbrechende Japanologe F. R. von Siebold, gleichfalls ein Deutscher, dessen Arbeit den Niederlanden in erster Linie zunutze kam. Nordwestdeutsche Bauern und Siedler stellten einen sehr erheblichen Teil der Buren des Kaplandes, und indem sie ihren plattdeutschen Dialekt der nahe verwandten holländischen Sprache anglichen, wirkten sie mit, um Hollands Sprache zur zweiten Sprache Südafrikas zu machen.

Als König Ludwig XIV. in Holland einbrach (1672), fochten Brandenburg und das Deutsche Reich auf der Seite der Niederlande, die hierdurch und durch ihre eigene Widerstandskraft vor der Vernichtung als Staatswesen bewahrt blieben. Als die Franzosen zum zweiten Male in der großen Revolution sich in den Besitz der Niederlande setzten, als die Kolonien Holland als einem (sehr zwangsweisen) Verbündeten Frankreichs durch die Engländer ab-

genommen wurden, war es vor allem auch die Politik Oesterreichs und Preußens, die auf eine Wiederherstellung der Integrität des niederländischen Besitzes drängte. Es läßt sich aus der späteren Geschichte kein einziges Beispiel anführen, wo die deutschen Staaten oder später das Deutsche Reich dem niederländischen Kolonial-Imperium auf irgendeine Weise geschadet hätten. Eine aus dem Deutschen Reiche kommende dauernde Abwanderung nach Holland, die gerade zum Teil nach Ostindien ging, hat dort loyal an der Erschließung des Landes mitgewirkt und niemals konnten ernste niederländische Kreise auch nur einen Augenblick befürchten, daß die Deutschen Holland seinen schönen und großen Kolonialbesitz neideten.

„The Germans to the front."

Die britische Kolonialausdehnung ist seit jeher zu nicht geringem Teil mit deutschen Kräften durchgeführt worden. Das nimmt der imponierenden Leistung des Engländertums nichts — muß aber einmal festgestellt werden. Der Sieg Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege in Europa erst sicherte England den Besitz Kanadas, das nicht zuletzt mit deutschen Soldtruppen in englischem Dienst den Franzosen abgenommen worden war. Deutsche Truppen, die unglücklichen „Hessen", verteidigten Groß-Britanniens Herrschaft gegen den Freiheitskampf der Vereinigten Staaten von Nordamerika, — in deren Reihen wiederum deutsche Offiziere (von Steuben), deutsche Siedler in Waffen (Pennsylvanier) mitfochten. Deutsche Truppen verteidigten schon vorher ebenso im Spanischen Erbfolgekrieg englische Interessen in der weiten Welt, wie sie im napoleonischen Kriege als „Deutsche Legion" im englischen Dienste die französische Vormacht niederringen halfen. Deutsche Truppen waren es wesentlich, die die Kap-Kolonie für England eroberten und damit die Grundlage für die blühende Südafrikanische Union legen halfen.

Es gibt überhaupt kaum ein Gebiet des britischen Reiches, wo nicht Deutsche am Aufbau mitgewirkt haben — und zum großen Teil vergessen sind.

Wir haben Jahrhunderte hindurch mit Soldtruppen und mit Auswanderern wahre Menschenströme gestellt, ohne die Groß-Britannien niemals die neugewonnenen Länder erobern und besiedeln konnte. Wir haben dabei auch allerdings mehr als einmal erfahren, daß es in Notzeiten gerne hieß: „The Germans to the front," — daß aber später alle die tapferen Taten der Deutschen vergessen worden sind.

Ein Buch über die Mitschöpfer des britischen Reiches aus deutschem Blut und deutscher Herkunft ist noch nicht geschrieben.

Bismarck ein verſtändnisvoller Förderer franzöſiſcher Kolonialbeſtrebungen.

Selbſt unſeren alten „Gegner" Frankreich haben wir bei ſeiner kolonialen Ausdehnung nicht gehindert, ſondern geradezu gefördert. Abgeſehen von den zahlreichen deutſchſtämmigen Regimentern der Könige von Frankreich des 18. Jahrhunderts, die mehr als einmal auch für franzöſiſche Kolonialziele eingeſetzt wurden — abgeſehen von dem ungeheuren Blutopfer der weſentlich aus Deutſchen beſtehenden Fremdenlegionen, dieſem ungedankten Blutopfer für fremde Ziele — haben wir ganz bewußt Frankreich auch als Staat und Reich zu ſeiner kolonialen Ausdehnung verholfen. Es war ein Grundſatz der Bismarckſchen Politik, Frankreich möglichſt koloniale Erfolge zu gönnen, ja, ſie ihm gerade zuzuſchanzen. Gewiß geſchah dies nicht aus reiner Selbſtloſigkeit, ſondern aus dem richtigen Gedanken heraus, den franzöſiſchen Tätigkeitsdrang von unſerer Grenze abzulenken und ihn auf neue, koloniale Aufgaben zu richten. Wann aber hat jemals ein franzöſiſcher Staatsmann nach dem Weltkriege ein Wort geſprochen, wie das Wort Bismarcks vom 25. Oktober 1871 im Deutſchen Reichstag? Bismarck ſagte damals:

„Ich halte es nicht für unſere Aufgabe, unſeren Nachbarn mehr zu ſchädigen als zur Sicherſtellung der Ausführung des Friedens für uns abſolut notwendig iſt, im Gegenteil ihm zu nützen, und ihn in den Stand zu ſetzen, ſich von dem Unglück, welches über ſein Land gekommen iſt, zu erholen, ſoviel wir ohne Gefährdung eigener Intereſſen dazu beitragen können."

Dieſen Grundgedanken, Frankreich eine neue Betätigung zu geben, hat Bismarck in der ganzen deutſchen Außenpolitik ſeiner Amtszeit durchgehalten und er konnte ihn 1892 in den Worten zuſammenfaſſen:

„Was Frankreich betrifft, ſo habe ich ſtets gewünſcht, daß es außerhalb Europas alle Kompenſationen finden möge, die es wegen der Verringerung ſeiner Grenzen tröſten könnten. Ihr habt vor der Türe, ohne daß Ihr Landungen oder Ozeane überſchreiten braucht, ein Indien, das reicher und erſprießlicher werden kann als das engliſche Indien. Ihr habt in Weſtafrika, indem Ihr Marokko bei Seite laſſet, ein immenſes Reich zu nehmen. Ich bin Euch da niemals entgegengetreten, im Gegenteil. Ich habe Euch nicht von Tunis abgelenkt; ich hätte Euch nie in Eurer afrikaniſchen Ausbreitung, ſo weit ſie auch wäre, Verlegenheiten zu bereiten verſucht, und würde nichts dawider gehabt haben, wenn Ihr zwiſchen Euren Beſitzungen im Norden und den Senegal- und Kongobeſitzungen eine Verbindung hergeſtellt hättet. Warum habt Ihr nicht nach dieſer Richtung all Eure Tätigkeit gelenkt? Geſtehen Sie, daß nicht ich Euch nach Tongking gedrängt habe, ans andere Ende der Welt, wo

Ihr Euch mit Engländern und Siameſen zu balgen habt und unausgeſetzt 300 Millionen Giftſchlangen unter Euren Tritten begegnet? Ihr ſeid dahin gegangen, das iſt mehr, als ich je von Euch zu verlangen gewagt hätte. *Aber Deutſchland iſt nicht eiferſüchtig auf Eure koloniale Ausdehnung und wird allen Euren Erfolgen in Afrika Beifall zollen.*"

In der Tat haben wir niemals einer geſunden franzöſiſchen Kolonialausdehnung irgendwelche Widerſtände entgegengeſetzt; ſelbſt ſchwierige Probleme, wie die Marokkofrage und die Kamerunfrage wurden vor dem Kriege in einer Weiſe beigelegt, bei der Frankreich durchaus der gewinnende Teil war.

Deutſchland, das Stiefkind Europas.

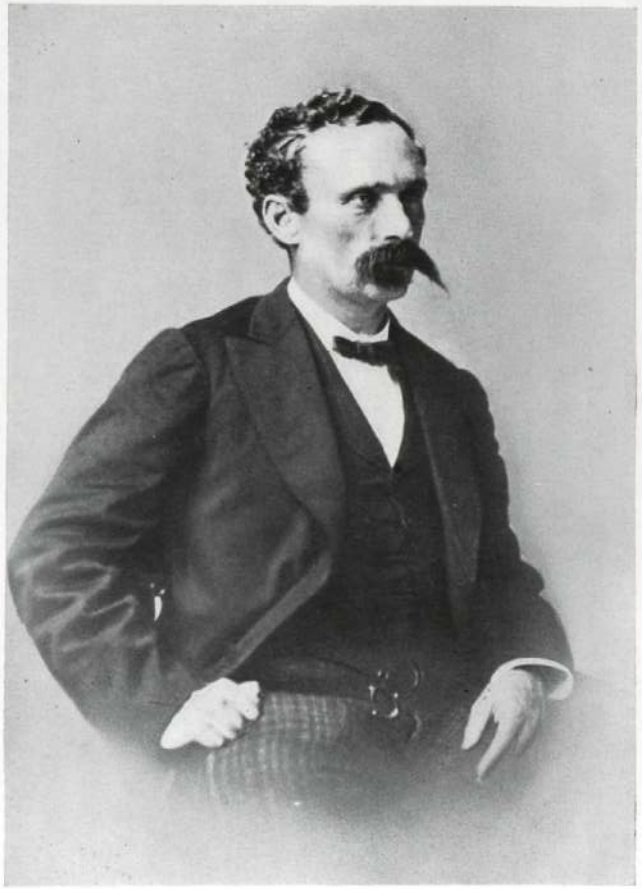
Man könnte über die Mitwirkung der Deutſchen beim Aufbau der fremden Kolonialreiche und über die rückſichtsvolle und ſachliche Politik des Deutſchen Reiches nach 1871 gegenüber allen berechtigten Kolonialwünſchen der anderen je ein beſonderes Buch ſchreiben. Und vielleicht wäre es nötig, daß ſolche Bücher einmal geſchrieben würden, denn erſt, wenn man ſich dieſe Haltung des deutſchen Volkes durch die ganze Geſchichte jener Zeiten, in denen es überhaupt mit Kolonialfragen in Ueberſee in Berührung kam, vergegenwärtigt, wird klar, in wie kraſſem Gegenſatz dazu die Behandlung der Deutſchen durch eine große Anzahl der anderen Mächte im Laufe der Geſchichte ſteht.

Es iſt leider ſo, daß wir Deutſchen ſeit langem als die Stiefkinder Europas behandelt werden. Das iſt unzweifelhaft der Fall in Europa ſelbſt. Keinem anderen Volke mutet man zu, daß es in fünf lediglich von ſeinen Volksangehörigen bewohnten Staaten leben ſoll, die einmal von einer Einheit losgeſprengt ſind — bei den Deutſchen gilt es für ſelbſtverſtändlich und ein großer Teil der geiſtigen Formung Europas war von vornherein ſo angelegt, in dieſen losgeſprengten Teilſtücken des deutſchen Geſamtvolkes ein Sonderbewußtſein zu züchten. Kein anderes Volk hat 5 voneinander ſelbſtändige und von Europa aufmerkſamſt beobachtete Staaten, wie die Deutſchen (Deutſches Reich, Luxemburg, Liechtenſtein, Oeſterreich und Danzig). Wobei die Verhinderung jeder, auch einer vom Volke gewollten Vereinigung zu einer Art „Grundprinzip des europäiſchen Friedens" erhoben wurde! Kein Volk hat ſoviel Grenzlandſchaften mit geſchloſſener eigener Bevölkerung unter fremder Herrſchaft wie die Deutſchen. Faſt an allen Grenzen des Deutſchen Reiches — mit wenigen Ausnahmen — liegen ganze Landſchaften geſchloſſen deutſcher Bevölkerung jenſeits der Reichsgrenze und ſind unter fremde Herrſchaft geſtellt. Die öffentliche Meinung Europas aber betrachtet zum

großen Teile diesen Zustand als eine Voraussetzung des Friedens und der Sicherheit. **Das Streben nach nationaler Einheit aller seiner Teile, das jedem anderen Volk, auch den kleinen und kleinsten zugestanden wird, wird den Deutschen als ein Frevel angerechnet und ruft immer wieder gegen sie Koalitionen in der Geschichte hervor, die die nationale Einheit aller Deutschen in Europa zu verhindern den einzigen Zweck haben.**

Eine solche Koalition war der französisch-schwedische Block im Diktatfrieden von Münster und Osnabrück 1648, durch den die Einheit des alten Reiches völlig zerstört und auf allen Seiten deutsche Landschaften abgerissen wurden; ein solcher Block war die Zusammenarbeit der verbündeten Mächte England und Rußland mit dem gerade eben besiegten Frankreich auf dem Wiener Kongreß von 1814/15, der die Schaffung eines machtvollen und geeinten Deutschland zielbewußt hintertrieb, um die Deutschen weiter als Hinterhausvolk Europas behandeln zu können. Eine solche Koalition war die Entente des Weltkrieges, das Versailler Diktat nur eine Fortführung dieser Politik permanenter Erniedrigung und Zurückdrängung der Deutschen, der dort geschaffene Völkerbund wieder eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit gegen deutschen Aufstieg.

Man versagte uns weitgehend selbst die sittliche Wertung unseres Kampfes um genau die gleichen Güter, deren Verteidiger aus anderen Völkern man in den Himmel hob. Der berechtigte Kampf des italienischen Volkes um seine Einheit im vorigen Jahrhundert, der berechtigte Kampf des polnischen Volkes um seine Einheit und Freiheit wurde in Europa anerkannt, und trotz mancher sachlichen Gegensätze des einen oder anderen Volkes, mit der Gloriole wohlverdienten Heldentums umwoben. Dem deutschen Kämpfer für Einheit und Freiheit seines Volkes gegenüber galt dies nicht. Die deutschen Kämpfer des Befreiungskrieges wurden nicht nur im gegenwärtigen Frankreich in der abscheulichsten Weise in ihrem geschichtlichen Andenken entstellt, sondern auch in England möglichst totgeschwiegen, nachdem die erste Begeisterung für den alten Blücher verraucht war. Bismarcks Kampf um die deutsche Einigung fand nur wenige, — darunter übrigens die alte Queen Viktoria, — die seine moralische Berechtigung anerkannten, manche, die ihn bewunderten, — die öffentliche Meinung Europas aber neidete dem Deutschen das, was sie bei jedem anderen Volke als wohlberechtigtes und wohlerworbenes Ergebnis heroischer Kämpfe in den Pantheon der gemeinsamen europäischen Geschichte hätte einziehen lassen. Dasselbe Bild wiederholte sich nach Versailles. Nicht nur der Freiheitskampf derjenigen Völker, die auf der Ententeseite standen oder sich mindestens zeitweilig ihr zugesellten, sondern sogar der Freiheitskampf von Völkern, die gegen die Entente sich durchsetzten, wie das Werk Kemal Atatürks fanden Bewunderer im übrigen Europa, — gegen den nationalsozia-



Gustav Nachtigal 1834—1885, Pionier der deutschen Afrikaforschung
(Photo: Histor. Bilderdienst, Herausg. Elly Schlee, Berlin)

Hermann von Wißmann 1853—1905, Gouverneur von Deutsch-Ost-Afrika (Photo: Histor. Bilderdienst, Herausg. Elly Schlee, Berlin)

liſtiſchen Freiheitskampf der Deutſchen aber ergoß ſich eine wahre Schmutzflut des Haſſes und der Mißachtung, die gewiß auf jüdiſche Quellen zurückgeht, aber ſich gar nicht in dem Umfang hätte entwickeln können, wenn nicht ihre Fabrikanten auf das ungeſchriebene Geſetz mindeſtens in dem größten Teil der öffentlichen Meinung Europas hätten rechnen dürfen, — dieſes Geſetz, das niemals ausgeſprochen, aber leider immer wieder befolgt worden iſt:

„Den Deutſchen darf nichts gegönnt werden, — ſie ſind zu zahlreich, zu tüchtig, — ihnen muß jeder Ausweg und jeder Aufſtieg verlegt werden!"

Erſt wenn es gelingt, im Gedanken einer wirklich anſtändigen und fairen Zuſammenarbeit der europäiſchen Völker dieſe Grundſtimmung auszuſchalten, — und wir hoffen jedenfalls, daß es gelingt, — wird auch die Bereitſchaft zunehmen, mindeſtens das gröbſte an unſerem Volke begangene Unrecht wieder gutzumachen.

Die früheren kolonialen Unternehmungen der Deutſchen

Brandenburgiſch-preußiſche Kolonien.

Die Feſtſetzung der Welſer in Venezuela kann man kaum als ein eigenwüchſiges deutſches Unternehmen anſehen; ſie war doch auf Gedeih und Verderb mit der Macht der ſpaniſch-deutſchen Monarchie Karls V. verbunden und wirkte im Rahmen der Erſchließung Mittel- und Südamerikas eher wie eine deutſche Hilfstruppe auf der ſpaniſchen Seite.

Ein anderes Geſicht tragen die Verſuche Brandenburgs und des alten Heiligen Römiſchen Reiches deutſcher Nation unter Kaiſer Karl VI., noch eine eigene deutſche Kolonialpolitik zu entwickeln. Beide Monarchen, der gewandte hochbedeutende Hohenzoller, Friedrich Wilhelm, ebenſo wie der eigenartig ſchwerfällige, dabei die merkwürdigſten Projekte wälzende Kaiſer, wollten eine von fremden Staaten unabhängige und nicht mehr an ſie angelehnte Kolonialpolitik.

Der Große Kurfürſt von Brandenburg hatte ſchon kurz nach ſeinem Regierungsantritt (1640) verſucht, von Dänemark Trankebar, die däniſche Kolonie im heutigen Britiſch-Indien, zu kaufen. Die Verhandlungen aber hatten ſich zerſchlagen. Es iſt dabei bezeichnend, daß es damals Indien iſt, das ihn zuerſt anzog. Erſt im Kriege gegen Schweden gelang es ihm durch den holländiſchen Freibeuter Benjamin Raule, der in ſeinen Dienſten ſtand, aus einigen gekaperten ſchwediſchen Schiffen eine Flotte zu ſchaffen. Auf dieſer

Grundlage verhandelte er mit Frankreich wegen des Ankaufs einer Kolonie in Guinea; 1677 schickte er seinen Schiffshauptmann Blonk an die afrikanische Westküste; 1680—1681 fuhr dieser wieder dorthin und schloß ein Abkommen mit einigen Negerhäuptlingen, ließ sich zum Bau einer Feste Land abtreten und legte hier eine brandenburgische Station an. 1682 gründete der Große Kurfürst eine „Afrikanische Handelsgesellschaft"; im gleichen Jahre wurde die Kolonie ausgeweitet — und schon erschienen die Holländer und protestierten, so daß man ihnen Zugeständnisse machen mußte. 1684 wurde die Festung Groß-Friedrichsburg und das Fort Dorothea erbaut; eine große Anzahl von Negerstämmen stellte sich — vor allem um Schutz vor den niederländischen Sklavenhändlern zu haben, — unter die Brandenburgische Herrschaft; in dem Vertrag Brandenburgs mit ihm hieß es dann auch,

„daß der Kurfürst die Neger in keiner Not verlassen, ihnen Weib oder Kind nicht wegnehmen oder verkaufen, sie auch gegen die holländische Kolonie verteidigen werde."

Meistens wird nur Groß-Friedrichsburg als brandenburgische Kolonie erwähnt. In der Tat wurde auch viel weiter nördlich des Arguin eine zweite brandenburgische Kolonie angelegt, die gerade durch die Anhänglichkeit der dortigen Neger außerordentlich gedieh.

Sofort aber tauchten die Eifersüchteleien der anderen Mächte auf, — Afrika war damals groß und weit, — aber das hinderte den holländischen Gouverneur der Kolonie Elmina nicht, schon 1687 in vollem Frieden brandenburgische Forts anzugreifen, hinderte holländische Kaper nicht, brandenburgische Schiffe einfach wegzunehmen. Trotzdem wurde man mit diesen Schwierigkeiten fertig. Viel kritischer war, daß die Compagnie als Handelscompagnie infolge solcher Quertreibereien und auch infolge mancher eigener Fehler aus den wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht herauskam. Der Große Kurfürst ließ sich aber dadurch nicht abschrecken und begann auch in Westindien zu arbeiten, erwarb auf der dortigen dänischen Insel St. Thomas eine Faktorei, die allerdings unter der dauernden Eifersucht der Dänen litt.

Mit dem Tode des Großen Kurfürsten endete diese Kolonialepoche nicht; Friedrich I. gelang es, die Holländer wieder zur Räumung bereits besetzter brandenburgischer Forts in Afrika zu zwingen, aber die Ueberfälle holländischer Kaper auf brandenburgische Schiffe kamen immer wieder vor, die Unterschüsse der Compagnie waren allzu erheblich, die heimischen Kaufleute konnten und wollten nichts riskieren. Schiffsunglücksfälle kamen hinzu, der alte Admiral Raule wurde grober geldlicher Mißwirtschaft beschuldigt und kam in Untersuchung; als der Minister Dankelmann, der noch ein Anhänger der Kolonialpolitik war, stürzte, weigerte sich sein Nachfolger, Graf

Wartensleben — vielleicht unter diesen Umständen ganz mit Recht — noch weitere brandenburgische Gelder auf lange Sicht hier draußen anzulegen. Immerhin wurden die Kolonien bis zum Ende der Regierungszeit Friedrichs I. noch mitgeschleppt; gegenüber der Eifersucht der Holländer und Engländer, die sich auch einschalteten, waren sie aber auf die Dauer nicht zu halten. Arguin und Groß-Friedrichsburg wurden so 1720 an die Holländisch-Westindische Compagnie für 7200 Dukaten und 12 Mohren, von denen 6 goldene Ketten trugen, verkauft. Die braven Neger in Groß-Friedrichsburg wehrten sich aber noch 5 Jahre, bis sie endlich 1725 sich den Holländern ergeben mußten. Kaum hatten diese die Kolonie, als sie sich kaum noch um sie kümmerten und sie fast verfallen ließen. 1871 erwarb England das Land und gliederte es seiner Goldküste-Kolonie ein. Es ist bezeichnend, daß die Erinnerung an die brandenburgische Herrschaft bei den Negern zur Sage von einer glücklichen und guten Zeit von wohlgesinnten weißen Männern, die keine Sklaven geraubt und den Eingeborenen viel Gutes getan hätten, wurde.

Die Afrikanische Compagnie aber verkrachte mit einem Bankerott von über 1 Million Talern, — ein schwerer Schlag für Brandenburg-Preußen, und für das an sich nicht reiche Herrscherhaus, das einen Teil seines Privatvermögens dabei einbüßte.

Auch die Niederlassung auf St. Thomas in Westindien mußte 1731 aufgegeben werden, weil die Eifersucht der Dänen den ganzen brandenburgischen Handel lahmlegte. Die Welt war damals groß und weit genug, — aber es war schon damals stillschweigendes Prinzip, die Deutschen zu nichts kommen zu lassen...

Auch die Kolonialpolitik des alten Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation unterlag der Macht Englands, Hollands und Frankreichs.

Das Deutsche Reich hat ungefähr in der gleichen Zeit, wo Brandenburg seinen Kolonialbesitz abstoßen mußte, den Versuch einer Kolonialunternehmung gemacht. Kein geringerer als der große Prinz Eugen, der das Fehlen einer deutschen Flotte im spanischen Erbfolgekrieg und im Türkenkrieg immer bedauert hatte, regte an, eine deutsche Flotte mit den Seehäfen in Triest und Ostende zu bauen. Kaiser Karl VI. gründete 1723 zu Ostende eine deutsche Ostindische Compagnie. Diese verschiffte auch Kaufleute und Truppen nach Indien und erbaute in Koblon in Madras und in Banhipur am Hugli deutsche Niederlassungen. Die Niederlassungen gediehen und wuchsen, — da erfolgte

1727 ein feierlicher Protest der Seemächte England und Holland, dem sich Frankreich mit Wonne anschloß, — und Kaiser Karl VI. gab nach und zog das Privileg der Ostindischen Compagnie auf sieben Jahre ein. Franzosen, Engländer und Holländer hetzten die Mohammedaner auf, und die deutsche Kolonie Banhipur mußte sich nach langer Belagerung ergeben, der Rest der Besatzung, 14 Mann, wurde eingeschifft. Koblon wurde ebenfalls fortgenommen. Als letzte Position hielt diese fast vergessene deutsche Gesellschaft noch die Nikobaren-Inseln vor Indien, von denen 1778 sogar Oesterreich feierlich Besitz ergriff, sie aber sehr rasch wegen des ungünstigen Klimas und der Quertreibereien der Engländer und Holländer räumte. 1788 verkrachte die deutsche Ostindische Compagnie.

Auch ihrer Existenz machte die kleinliche Eifersucht der anderen Mächte ein Ende.

Alle anderen Versuche, im 18. Jahrhundert eigenes deutsches Kolonialland zu erwerben, waren rein private Versuche, sei es, daß der Bayer Becher schon 1665 versuchte, von den Holländern ihren Besitz Neu-Amsterdam (heute New York) für Bayern zu kaufen, sei es, daß erste zögernde Versuche auftauchten, die armseligen deutschen Auswanderer in Amerika in einem deutschen Staate zu organisieren, Gedanken, die nicht über rein literarische Verhandlungen hinausgingen.

Die Gründung „Deutscher Kolonien" unter fremder Hoheit. — Die deutsche Raumnot, der Anlaß zu unsagbarem Leidensweg deutscher Auswanderer.

Ganz neben diesen Versuchen aber ging ein Strom deutscher Auswanderung. Die einen wandten sich nach Ungarn und wurden hier in den von den Türken verwüsteten Gebieten angesetzt, bildeten die Grundlage des Schwabentums im Banat, Syrmien, Wojewodina, der „Schwäbischen Türkei" und der zahlreichen Schwabendörfer des inneren Ungarn. Eine andere Gruppe ging nach Rußland und legte die Grundlagen der deutschen Wolgakolonie, zahlreich aber gingen vor allem Deutsche nach Amerika. Das Schicksal dieser ersten Amerikafahrer war teilweise grauenhaft. Sie kamen arm ins Land, mußten dort vielfach erst die Ueberfahrtkosten abverdienen, ja, waren vielfach kaum besser behandelt als die Neger. Ein Beispiel dafür erzählt Stricker.*) In der Nähe von Philadelphia liegt Germantown, eine drei englische Meilen lange Straße von Landhäusern, welche von Pfälzern, die 1709 nach Amerika gekommen waren, seit 1714 erbaut wurden.

*) „Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde", Leipzig 1845

Dieſe Pfälzer machten einen Teil von 32 468 Deutſchen aus, welche nach Carolina verlockt worden waren. Dieſe Unglücklichen kamen vom 16. Mai 1709 bis zum Januar 1710 in London an und bezogen ein Lager auf der ſchwarzen Heide bei der Stadt.

Die Katholiken unter ihnen wurden von dem engliſchen Pöbel verfolgt, über 3000 kamen durch Seuchen um, 1300 wurden unter das Militär geſteckt, die übrigen ſollten nach Deutſchland zurückgeſchickt werden, wenn ſie nicht zur anglikaniſchen Kirche übertraten. Nur 5000 taten dies, 3600 blieben ſtandhaft; dieſen wurden die Kinder weggenommen; 4000 kamen als leibeigene Ackerbauern nach Irland, 1600 wurden zuerſt auf die Scilly-Inſeln gebracht, auf die Vorſtellungen der Bewohner dieſer Inſeln jedoch, daß ihre unfruchtbaren Eilande ſoviel Menſchen nicht ernähren könnten, nach Deutſchland zurückgeſchickt. Das endliche Ergebnis war, daß 17 000 in England umgekommen waren durch Mangel und Seuchen, 3000 dort und in Irland als Arbeiter und Soldaten lebten, 7000 nach Deutſchland zurückkehrten, und nur 5000 nach New York, Pennſylvanien und Carolina kamen.

Solche entſetzlichen Tragödien haben ſich durchaus auch noch im 19. Jahrhundert abgeſpielt. Nach den Befreiungskriegen ſetzt in Deutſchland eine auffällig ſtarke Bevölkerungszunahme ein, — die Auswandererzahlen ſteigen, und *da hinter dieſer deutſchen Auswanderung kaum irgendeine ernſthafte Macht ſtand* (der Deutſche Bund von 1815 war in der Welt nur ein Geſpött), ſo war das Schickſal dieſer Auswanderer vielfach ein außerordentlich hartes. *Stricker* (a.a.O.) erwähnt etwa für 1845 die Tragödie der **„Deutſchen Sklaven" in London:** „Ein ſehr trauriger Beſtandteil der deutſchen Bevölkerung von London, der dem guten Rufe der ganzen Nation unendlich geſchadet hat, ſind die *German Slaves* (die deutſchen Sklaven), wie der Engländer verächtlich die heſſiſchen Beſenmädchen nennt. Anfangs wanderten dieſe aus den armen, nur an Kindern fruchtbaren Dörfern des Vogelsbergs einzeln aus, um wirklich Handel mit jenen eigentümlichen Fliegenbeſen zu treiben, bald aber geſellte ſich die Spekulation hinzu, einzelne Menſchen aus jenen Gegenden mieteten gewiſſenloſen Eltern ihre Kinder ab, brachten ſie nach London und richteten ſie dort zur Bettelei, zur Unzucht und zum Diebſtahl ab, wofür der Beſenhandel als Deckmantel dienen mußte. Die Früchte des Fleißes ihrer Sklaven, die ſie oft aufs ärgſte mißhandelten, verpraßten die Brotherrn. Dieſes Unweſen iſt erſt in neueſter Zeit aufgeklärt und noch nicht gründlich beſeitigt worden."

Es war ja ſo bequem für manche Regierungen, die die Geſundheit ihrer eigenen Volksangehörigen ſparen wollten, Koloniſationsverſuche mit Deutſchen zu machen. Der Bevölkerungsdruck des deutſchen Landes ſchwoll immer mehr an, er reichte aus, um

in steigendem Umfange besitzlose Arbeiterschaft einer frühkapitalistischen Industrie entstehen zu lassen, und es waren immer noch Hunderttausende da, denen in der wirtschaftlichen Notzeit nach 1820, unter dem stumpfsinnigen Maulkorbregiment der Metternich-Zeit, das Vaterland keinen Boden und Raum zu gewähren schien. Sie waren für jedes halbwegs aussichtsreiche Auswanderungsprojekt zu haben. Und es ist auch eine noch nicht geschriebene Geschichte, wie das Vertrauen solcher aus den einfachsten Schichten unseres Volkes kommenden Menschen von gewissenlosen Auswanderungsagenten — vielfach Juden — und gleichgültigen fremden Regierungen mißbraucht wurde. Ein 1844 zu Ulm vom „Württembergischen Volksschriftenverein" herausgebrachtes vergilbtes Schriftlein klagt: „Die Gebeine von hundert und aber hundert deutschen Landsleuten bleichen auf Jamaika und Trinidad, und niemand hätte in Deutschland davon etwas erfahren, wenn nicht die Berichte der englischen Regierung in Westindien gedruckt worden wären." Ja, ein ehrlicher Mann schreibt aus jenen Ländern: „Das Elend der unglücklichen Deutschen": „daß alle Eingewanderten jahraus, jahrein fast ohne Unterbrechung an Fiebern krank sind und in kurzer Zeit hinweggerafft werden, und daß daher alle, denen es um Wahrheit zu tun, darüber einig seien, wie wenig die europäischen Einwanderer imstande seien, die Feldarbeit in Westindien oder in den heißen Strichen Amerikas zu ertragen."

Es waren nicht Tausende, es waren Zehntausende und Hunderttausende, die in die weite Welt strömten. 1844 saßen bei einer Gesamtbevölkerung von 18 980 000 Menschen in USA. 4 886 000 Deutsche — und noch immer hielt das Nachströmen an. Man schätzt die Zahl der deutschen Auswanderer nach USA. auf:

1790	bis	1810	60 000
1810	bis	1820	57 000
1820	bis	1830	168 000
1830	bis	1840	316 000
1841	bis	1843	120 000

Es strömten Deutsche nach Brasilien, Jamaika, — wo sie gänzlich zugrunde gingen, — altlutherische Gemeinden nach Australien, kleine und große deutsche Gruppen nach Argentinien (wo sie recht gut behandelt wurden), nach Bolivien, Peru, Chile (wo sie ebenfalls gut behandelt wurden) — aber die Masse der deutschen Auswanderer zog einem ungewissen und teilweise jammervollen Schicksal entgegen.

Von den deutschen Regierungen und vom Deutschen Bund war wenig zu erwarten; im besten Falle benutzten sie offiziell die Auswanderung, um das heimische Verbrechertum loszuwerden. So sandte die mecklenburgische Regierung die schlimmsten Insassen ihrer Strafanstalt in Dömitz,

darunter berüchtigte Räuber und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigte Mörder nach Brasilien. Sie brachten dort Mecklenburg einen unverdienten Ruf. Andere Regierungen bezahlten Vagabunden, Landstreichern und sonstigen unerwünschten Elementen die Ueberfahrt nach Amerika, um sie „abzuschieben," wogegen sich erst USA. und später die anderen amerikanischen Staaten mit geharnischten Protesten wandten. Um den tüchtigen, ehrlichen Auswanderer, den Handwerker und Tagelöhner, der sich dort draußen eine neue Heimat gründen wollte, kümmerte sich kein Mensch. Er hatte keine Regierung hinter sich und niemand, der ihm half.

So waren es wesentlich menschenfreundliche Gründe, die die Schaffung der ersten privaten Auswanderungsvereine veranlaßten, die teils nur Auswanderer mit Geld und gutem Rat unterstützten, teils auch wirklich den Versuch machten, geschlossene deutsche Siedelungen anzulegen, in denen die Deutschen vor Ausbeutung geschützt sein sollten. Ein solcher Versuch war der 1844 gegründete „Adelsverein ehemaliger reichsunmittelbarer Fürsten und Herren," unter Leitung eines Prinzen Solms, der als „Verein zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas" dort deutsche Ansiedelung durchführen wollte. Es wurde in der Tat eine große Anzahl von Deutschen nach Texas gebracht, auch Ansiedelungen gegründet, — aber die Unkenntnis der Verhältnisse führten bei den meisten Siedelungen zu einem kläglichen Zusammenbruch. Ein Teil der Deutschen ging geradezu zugrunde. Der Verein, hinter dem weder eine Regierungsmacht noch eine wirkliche Sachkenntnis stand, vermochte lediglich zwei Kolonien Friedrichsburg und Neu-Braunfels soweit durchzuhalten, daß sie schließlich mit viel Mühe sich eine gesunde Existenz erkämpfen konnten. An der Moskito-Küste von Honduras sollte ebenfalls eine deutsche Kolonie ins Leben gerufen werden und es bildete sich zu diesem Zweck ein „Preußischer Kolonisationsverein".*) Aus dem Projekt wurde zum Glück nichts; es gab in derselben Zeit einen „Verein zur Kolonisierung von Zentral-Amerika", der in Nikaragua und Costa Rica zu siedeln versuchte, — einen „Preußischen Verein für Westaustralien," einen „Stuttgarter Verein," der mit gutem Erfolg in Chile einige deutsche Siedelungen gründete, 1848 einen „National-Verein für deutsche Auswanderer," aus dem dann schließlich 1849 der „Verein für Zentralisation deutscher Auswanderung und Kolonisation" in Berlin hervorging, der durch Beratung der Auswanderer, Ueberwachung der Agenten und des Auswandererertransportes manchen Segen stiftete. Gleichfalls 1849 nahm der „Hamburger Kolonisationsverein für Süd-Brasilien" die Ansiedelung Deutscher in den südlichen Gebieten Brasiliens in die Hand, — er hat

*) Vergl. W. Kretschmar: „Das deutsche Kolonisierungsprojekt an der Moskitoküste" — Königsberg 1847.

weſentlich zur Blüte dieſer deutſchen Anſiedelungen beigetragen. 1868 entſtand ein „Katholiſches Auswanderer-Comité," aus dem 1871 der „St. Raphaels-Verein" hervorging, der übrigens mit gutem Erfolg, aber leider wieder mit dieſer närriſchen Spaltung nach konfeſſionellen Rückſichten, die Auswanderung Deutſcher nach Amerika überwachte — ſoweit ſie katholiſcher Konfeſſion waren.

Mehr wiſſenſchaftlich arbeitete der 1868 von dem Afrikareiſenden O. P. Kerſten gegründete „Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutſcher Intereſſen im Auslande" in Berlin, der vor allem die zuſammenhängenden deutſchen Siedelungen in der Welt ſtudierte, Aufklärung über Auswanderungsmöglichkeiten verbreitete und ſich bemühte, die Auswanderung in Gebiete zu lenken, wo ſchon Deutſche ſaßen und die Zuwanderer ihr Deutſchtum erhalten konnten. 1884 entſtand die „Südamerikaniſche Koloniſationsgeſellſchaft," — daneben beſtanden eine ganze Anzahl kleinerer und größerer Vereine, teils mehr wiſſenſchaftlichen, teils mehr praktiſchen Charakters.

Parlamentariſche Mißgunſt und Unverſtändnis gegen die wagemutigen deutſchen Kolonialpioniere.

Es waren vor allem drei Gründe, die den Gedanken, dem jungen deutſchen Reiche Bismarcks eigene Kolonien zu verſchaffen, damals lebendig machten. Zum erſten war es der Wunſch, die Deutſchen in der Ferne auch unter deutſchem Schutz, ſoweit irgendmöglich, zu wiſſen. Allzu friſch waren noch die Erinnerungen an die furchtbaren Leiden und Mißachtungen, denen ein großer Teil der deutſchen Auswanderer ausgeſetzt war; allzu bitter empfand man, wieviel gute deutſche Volkskraft in die Ferne geſtrömt, wieviel von ihr völlig ſinn- und zwecklos geopfert, wieviel zu einer Verſtärkung fremden Volkes geworden war. Das Selbſtgefühl des Deutſchen Reiches, das unter Bismarck die führende Stellung in Europa hatte, lehnte ſich dagegen auf, überall ſeine Auswanderer unter fremder Fahne als ein geduldetes Element zu ſehen. Dieſe Stimmung überwand eine entgegenſtehende Auffaſſung, die mit Recht darauf hinwies, daß man durch Innenkoloniſation den Strom der Auswanderer abfangen und im eigenen Lande nutzbringend einſetzen müſſe. Die innere Unklarheit über die Richtung einer deutſchen kontinentalen Politik ließ den Gedanken der Erwerbung von Neuland in Europa kaum aufkommen. Man ſah die Aus-

wanderung als eine unvermeidliche Tatsache an und wollte dann jedenfalls sie in Länder unter deutscher Flagge leiten. Zum zweiten empörte sich das Selbstbewußtsein der Deutschen dagegen, daß allein das machtvolle Deutsche Reich vom Besitz von Kolonien ausgeschlossen sei.

Man verglich mit Recht die wirtschaftliche Kraft Deutschlands mit derjenigen der älteren Kolonialmächte und empfand es als schmachvoll, bei der „Aufteilung der Welt" nicht berücksichtigt zu sein. Man kann diese Empfindung nicht einfach als eine „Prestigefrage" abtun, — es mußte einmal der Welt gezeigt werden, daß man nicht überall die Deutschen zurücksetzen und von vornherein von allen gewinnreichen Unternehmungen ausschließen konnte. Bewußt und unbewußt kam in diesem Argument der Wille der deutschen Nation zum Ausbruch, endlich einmal mit der Klassifizierung als „Europas Hinterhäusler" zu brechen.

Es kamen aber auch sehr reale Gründe für die Schaffung deutscher Kolonien unter eigener Flagge hinzu. Der deutsche Handel dehnte sich erfolgreich aus; in der Südsee, an der afrikanischen Westküste brachen deutsche wagemutige Kaufleute dem deutschen Handel die Bahn, ja beherrschten ganze Wirtschaftsgebiete. Es war der Augenblick abzusehen, wo man diese volkswirtschaftlich wertvollen Außenposten entweder in den eigenen Schutz nehmen oder aber auf Druck einer der älteren Kolonialmächte, vor allem Englands, preisgeben mußte. Schon lange ehe die deutsche Fahne in Uebersee aufgezogen wurde, war deutsches Kapital und deutsche Arbeit dort angelegt.

Deutsche Gelehrte und Forscher hatten bei der Erschließung Afrikas teils auf eigene Verantwortung, teils im Dienst der „Englisch-Afrikanischen Gesellschaft" stehend, eine Arbeit geleistet, die sich der englischen Forschungsarbeit würdig an die Seite stellte und die Forschungen der anderen Nationen weit übertraf. Man braucht hier nur Männer wie die schon halbvergessenen Ehrenberg, Prokesch, von Katte, Roentgen — aus der bekannten Arztfamilie —, Rüppel, Kielmayer zu nennen, dann vor allem Barth, Beurmann, von der Decken, Rohlfs, Nachtigal, Flegel, Mechow, Lenz, Pogge, Buchner, Dehnhardt, Fischer, Reichard, Kaiser, Böhm, Brugsch, Schweinfurth, Juncker und noch mehrere Dutzend weniger bekannter.

Die Geschichte der Entdeckung Afrikas ist somit zu mehr als einem Drittel das Verdienst deutscher Forschung. Sollte, konnte die ganze Nation gleichgültig und ahnungslos an einer solchen Arbeit vorübergehen? Sollte diese nur für andere, glücklichere Nationen getan sein und genau so danklos weggeschenkt werden, wie die ganze Arbeit deutscher Auswanderer bisher? Dagegen wehrte sich ein berechtigtes und gesundes Empfinden.

Es gab aber damals noch eine ganze Anzahl anderer Gründe, die mehr oder minder lebhaft für die Schaffung eigener deutscher Kolonien ins Feld geführt wurden. Die einen empfahlen, Land in Uebersee zu erwerben, um dort die einheimischen Verbrecher anzusiedeln und auf diese Weise zu nützlichen Menschen zu erziehen. Dieser Gedanke der Deportations-Kolonie tauchte noch ziemlich lange auf. *) Man übersah aber dies damals in Deutschland nicht, daß das System der Deportations-Kolonien nicht ohne Grund von England abgebaut wurde, und auch Frankreich an diesen Kolonien keine Freude erlebte. Man forderte ferner Besitz in Uebersee als Stützpunkt für die Flotte und als Niederlassung für den Handel. Es ist auffällig, daß dagegen der Wunsch nach kolonialen Rohstoffen damals noch kaum als Begründung für die Schaffung eigener deutscher Kolonien angegeben wurde; die deutsche öffentliche Meinung stand eben allzusehr unter dem Einfluß der englischen Freihandelsidee, und da für die steigende deutsche Ausfuhr die benötigten Rohstoffe beschafft werden konnten, ohne daß man irgendwelche ernsthaften Schwierigkeiten hatte, so sah man das koloniale Problem viel mehr von dem Gesichtspunkte, sich gesicherte Absatzgebiete für den deutschen Handel zu schaffen, als umgekehrt sich Rohstoffgebiete für die heimische Industrie zu sichern.

Selbstverständlich standen dem Gedanken, über See hinauszugreifen, die deutsche Flagge in fremden Erdteilen zu hissen, mancherlei Bedenken gegenüber. Ernst zu nehmen waren diejenigen, die die deutsche Siedelungsaufgabe zuerst in Europa sahen und mindestens der Anlage von Siedelungskolonien in der Welt kritisch gegenüberstanden. Ernst zu nehmen waren auch diejenigen Einwendungen, die von vornherein betonten, daß solche Kolonien, wenn sie für das Reich eine wesentliche Bedeutung haben sollten, die Schaffung einer so starken Flotte erforderten, daß das Reich mit England in Konflikt geraten könne, oder aber, falls man eine solche Flotte nicht baue, das Reich gezwungen sein werde, in allen Dingen Englands Willen zu tun, weil die Erhaltung seiner Kolonien vom englischen Wohlwollen abhängig sein werde. Man übersah dabei, so richtig manches an diesem Einwand war, daß die französische Kolonialmacht diese Gefahr überwunden hatte, daß sie für die niederländische nur zum Teil und in vollem Umfange lediglich für Portugal eingetreten war. Selbstverständlich wehrte sich ohne wirklich ernste Begründung und ohne der Ueberseepolitik gegenüber den Vorrang einer Kontinentalpolitik zu betonen, alles das, was an innerer Mutlosigkeit, Entschlußlosigkeit und Mangel an Großzügigkeit und Weitblick im deutschen Volke in den Jahrhunderten der politischen Schwäche sich entwickelt hatte, der (wie man mit einem Ausdruck von 1848 sagte) ewige „Piepmeyer," der unverbesserliche deutsche Spießer.

*) Vergl. R. Stegemann: „Deutschlands koloniale Politik", Berlin 1884.

„In den leitenden Kreisen hatte man aus verschiedenen Gründen sich nicht nur kühl, sondern geradezu ablehnend gegen die Idee nationaler Kolonien verhalten, die außerdem dem in Kirchturmspolitik befangenen deutschen Philister- und Angstmeiertum als der Inbegriff aller drohenden Verwickelungen und Kriege erschien. Die Zahl der dieser Richtung folgenden Leute, die übrigens sonst recht ehrenwerte Männer sein mochten, war aber in den gesetzgebenden Kreisen nicht klein. Man glaubte in der so vielen Deutschen anhaftenden Humanitäts- und Ideal-Traumhaftigkeit genug getan zu haben, wenn man die lieben Landsleute, welche nach Amerika und anderswohin abzogen, mit guter Wegzehrung ausgerüstet zur Bahn brachte, d. h. zu gesicherter Ueberfahrt ihnen geholfen und sie ihrer Völkerguanobestimmung überliefert hatte. Durfte doch in diesen Kreisen kaum jemand wagen, den Gedanken an eigenen Kolonialbesitz auszusprechen, ohne sofort vollständig perhorresziert zu werden."

Die Umstände aber drängten das Deutsche Reich darauf, seinen bisherigen Grundsatz, soweit man bei seinem kurzen Bestehen von einem Grundsatz sprechen konnte, sich überall für den Handel offenzuhalten, nun doch preiszugeben. Wahrscheinlich wäre es vielen damals lieb gewesen, wenn man lediglich die Möglichkeit gehabt hätte, in fremden Kolonialgebieten und dort, wo Länder farbiger Völker noch nicht unter europäischer Herrschaft standen, Handel zu treiben und auf gleichem Fuße mit allen anderen Ländern behandelt zu sein. So tief saß die Lehre vom Freihandel und seiner alleinseligmachenden Kraft in den Köpfen gerade einflußreicher Persönlichkeiten in Deutschland! Selbst als deutsche Kaufleute im Sulu-Archipel und in Nord-Borneo in das Gedränge zwischen englischen, holländischen und spanischen Ansprüchen kamen, lehnte die deutsche Regierung noch im März 1877 den angebotenen Erwerb des Sulu-Archipels und Nordost-Borneos ab mit der Begründung, sie wolle „keine Kolonien erwerben, vielmehr lediglich überall auf eine strikte Durchführung unbedingter Handels- und Verkehrsfreiheit mit gleicher Behandlung der Angehörigen aller Nationen hinstreben."

Dies geschah, während sich schon zeigte, daß man den Deutschen wieder einmal diese Rechte gar nicht gewährte; 1874 hatte England die Fidschi-Inseln annektiert — und die britische Kolonialregierung begann nun plötzlich dort bestehende ziemlich große Eigentumsrechte deutscher Pflanzer nicht anzuerkennen. Unzweifelhaft waren die Fidschi-Inseln wesentlich durch Deutsche der Kultur erschlossen, waren Deutsche die Mehrzahl der europäischen Einwohner. Das hinderte England nicht, ihre Besitztitel zu bestreiten, so daß der Abgeordnete Kapp (am 11. April 1877) im Reichstag sagte: „Die Engländer haben sich vor kurzem der Fidschi-Eilande bemächtigt, und dort mit einer Rück-

sichtslosigkeit, die ihresgleichen sucht, alle die blühenden deutschen Niederlassungen untergraben, so daß da, wo vor wenigen Jahren noch blühende Pflanzungen waren, Wüsten und Einöden vorherrschen, die jeden Tag mehr überwuchert werden von tropischem Unkraut. Die humanen Engländer, die in ihrem Recht nicht die Verletzung über die Hälfte kennen, haben auf einmal unseren Landsleuten gegenüber geltend gemacht, daß sie den Eingeborenen zu wenig für ihre Ländereien gezahlt hätten, und haben sämtliche Eigentumstitel für ungültig erklärt; daraufhin sind die deutschen Einwohner von den Fidschi-Inseln weggezogen und haben, während diese jetzt wüst und leer liegen, ihren Fleiß den benachbarten Inseln zugewendet."

Als 1882 die Engländer Alexandria bombardierten, um den national-ägyptischen Aufstand unter Arabi-Pascha niederzuschlagen und das Europäer-Viertel dabei abbrannte, wurden die Deutschen bei der Entschädigung benachteiligt. Sie wurden benachteiligt bei der Abwicklung der Staatsschulden Aegyptens, — gerade die zahlreichen Klagen der Auslandsdeutschen über dauernde Zurücksetzung verstärkten die Stimmung, die auf eine machtpolitische Sicherung dieser Positionen drängte. Als das deutsche Haus Godeffroy aus Hamburg, das sehr große Interessen auf Samoa hatte, in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, und Engländer und Nordamerikaner sofort auftauchten, es zu verdrängen, brachte Fürst Bismarck einen Antrag im Reichstag (20. Mai 1880) ein, einer neuzuerrichtenden Seehandelsgesellschaft durch Gewährung einer Dividendengarantie die Uebernahme der Geschäfte von Godeffroy zu ermöglichen. Der Reichstag lehnte die Vorlage mit knapper Mehrheit ab, — vor allem der Jude Bamberger tobte dagegen und erklärte, ein Unternehmen, das sich nicht rentiere, müsse man aufgeben. Er sah die ganze Angelegenheit also nur vom händlerischen Standpunkt. Bismarck dagegen benutzte die Gelegenheit, einmal seine Grundgedanken über Kolonialwesen zu entwickeln. Er lehnte das französische System, erst ein Land zu erobern und dann erst Auswanderer hinzusenden, für das Deutsche Reich ab. Er sei dagegen bereit, wenn irgendwo deutsche Kolonien von selbst durch den Unternehmungsgeist deutscher Kaufleute und Siedler entstünden, diesen den Schutz des Reiches zu gewähren und meinte: „Ich kann es nicht über mich gewinnen, diesen hanseatischen Unternehmern, deren Mut und Schneidigkeit und Begeisterung für ihre Aufgabe mich erfreuen, zu sagen: Das alles ist sehr schön; aber das Reich ist nicht stark genug, Euch zu helfen; es würde das Uebelwollen anderer Staaten auf sich ziehen, es würde Nasenstüber bekommen, für welche Vergeltung zu üben, es keine Flotte hat. Wir sind arm, zu furchtsam, zu schwach, Euch vom Reiche aus zu helfen." Aber der Reichstag folgte Bamberger und nicht Bismarck...

Im Verhältnis der beiden zueinander hatte sicher Bismarck recht,

aber auch bei ſeiner Stellungnahme überraſcht, daß er gar nicht die Intereſſen der deutſchen Volkswirtſchaft und die Frage, wie weit der deutſchen Machtſtellung und der Verſorgung der deutſchen Induſtrie gedient ſei, ſo ſtark in den Vordergrund rückte, wie das natürliche Empfinden, daß man die Deutſchen draußen nicht im Stich laſſen könnte.

Endlich — „Heißt Flagge!"

Das II. Deutſche Reich ſchaltet ſich in die Reihe der Kolonialmächte ein.

Aber das klägliche Verhalten des Reichstages rief nun doch eine ſcharfe Abwehr im deutſchen Volke hervor. Der Miſſionsinſpektor Fabri — einer jener gelegentlich vorkommenden Miſſionare, die weniger Negerſeelen gerettet als dem eigenen Volk durch gute Sachkenntnis in fremden Ländern genützt haben — veröffentlichte eine Flugſchrift: „Bedarf Deutſchland Kolonien?", in der er nun ganz allgemein für den Erwerb von Kolonien eintrat. Die Gründe ſind durchaus kluge: **Er wies auf die Zunahme der Bevölkerung (1870: 39 Millionen, 1880: 46 Millionen) hin, er betonte, daß ſchon 34 Prozent der Bevölkerung von der Induſtrie lebten und verlangte, daß man für dieſe Induſtrie — und hier taucht zum erſten Male durchſchlagend dieſes Argument auf — ausländiſche Rohſtoffbezugsgebiete erwerben müſſe, die auch für den deutſchen Handel offen ſtünden und nicht von irgendeiner neidiſchen fremden Macht verſchloſſen werden könnten.** Gerade unter der Einwirkung ſeiner Schrift entſtand die „Deutſche Kolonialgeſellſchaft zu Frankfurt" (1882) und die „Geſellſchaft für deutſche Koloniſation" (1884). Der Wunſch nach dem Erwerb eigener Kolonien nahm zu. 1883 ſchloß der Bremer Großkaufmann Eduard Lüderitz mit einigen Hottentotten-Häuptlingen ein Abkommen, durch das ihm die Bucht Angra Pequena im heutigen Südweſt-Afrika mit einem dazu gehörigen Gebiet von dem Umfange wie Württemberg, Baden und Elſaß-Lothringen abgetreten wurde. Er wandte ſich dann perſönlich mit der Bitte an Bismarck um Reichsſchutz. Bismarck fragte bei der britiſchen Regierung an, ob irgendwelche britiſchen Rechte an dieſem Gebiete beſtanden. Dieſe zog die Frage in die Länge, ſah offenbar die deutſche Feſtſetzung ungern, fand aber keinen ſtichhaltigen Rechtsgrund, um ihr zu widerſprechen und teilte ſchließlich mit, ſie habe der Kap-Kolonie jedes weitere Vorgehen bezüglich der Lüderitzſchen Erwerbung verboten, und erkannte die deutſche Herrſchaft hier an, nicht ohne daß noch lange hinterher engliſche Treibereien bei den Eingeborenen feſtzuſtellen waren. Immerhin lagen zwiſchen dem 24. April 1884, an dem Bismarck an den deutſchen Konſul in Kapſtadt telegrafierte: „Wollen Sie den engliſchen Behörden amtlich erklären, daß

Herr Lüderitz und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen" und der endgültigen Anerkennung durch den britischen Premier Lord Granville am 22. Juni 1884 recht spannungsreiche Wochen.

Damit aber war der erste Schritt getan, — ohne daß eigentlich eine planmäßige Kolonialpolitik vorlag, hatte sich das Reich durch die Initiative eines Bremer Handelshauses nach Uebersee führen lassen.

Andere große deutsche Firmen (Wöller-Brohm und Goedel aus Hamburg, E. M. Victor aus Bremen) waren schon lange im Togogebiet tätig; die Hamburger Firmen Woermann, Jantzen und Thormählen arbeiteten an der Kamerun-Küste. Nachdem man einmal für die Niederlassung von Lüderitz sich eingesetzt hatte, blieb kaum etwas anderes übrig, als auch diese Gebiete in Reichsschutz zu nehmen, umso mehr als der Ablauf der Fidschi-Angelegenheit gezeigt hatte, daß, wenn erst einmal ein Gebiet unter englische Herrschaft kam, die deutschen Handelsinteressen dort nicht mehr gewahrt wurden. So wurde am 5. und 6. Juli 1884 durch Gustav Nachtigal die deutsche Flagge im Togoland und wenige Tage später in Kamerun gehißt und das Land für Kaiser und Reich in Besitz genommen. In Kamerun kam das englische Kanonenboot „Flirt" wenige Tage zu spät, um die deutsche Flaggenhissung zu verhindern. Togo und Kamerun wurden so die ersten direkten Reichskolonien; nach diesem Vorgang wurde nunmehr auch die Reichshoheit über Deutsch-Südwest-Afrika, die Lüderitzsche Erwerbung, geschaffen. Dabei nahm das Reich, damals auf der Höhe seiner Macht, auf England jede verständige Rücksicht. Als der Burenpräsident Paul Krüger 1884 in Berlin erschien und das ganze Burentum unter deutschen Schutz stellen wollte — wofür schon damals eine starke Sympathie herrschte, — lehnte Bismarck ab. Er wollte nicht über afrikanische Fragen sich mit England verfeinden, blieb auch untätig, als der große britische Staatsmann Cecil Rhodes eilfertig Betschuanaland annektierte, um einen britischen Riegel zwischen das neue deutsche Schutzgebiet und die Burenstaaten zu legen.

Auch die Festsetzung in Togo und Kamerun war nicht ohne Quertreibereien der anderen Mächte möglich. Wegen Togo mußte sowohl mit England wie auch mit Frankreich verhandelt werden, bis man schließlich am 24. Dez. 1887 mit der französischen Regierung zu einem befriedigenden Abkommen kam.

Schwieriger war die Lage in Kamerun, wo unzweifelhaft der deutsche Handel das Land wirtschaftlich beherrschte, aber der britische Konsul und die wenigen dort vorhandenen britischen Kaufleute sofort Schwierigkeiten machten. Vor allem der britische Konsul Hewett agitierte offen bei den Negerhäuptlingen gegen die deutsche Schutzherrschaft und außerdem fand sich ein Herr Szolc-Rogozinski, der als Afrikaforscher in Kamerun umherzog, ein

Pole deutſcher Abſtammung („Scholz"), der ſich aufs äußerſte bemühte, die deutſche Feſtſetzung im Lande zu verhindern. So kam es zur Anwendung von Waffengewalt, als aufgehetzte Neger tätlich wurden.

Aber ohne ernſteres Blutvergießen gelang es den Deutſchen, dieſe Widerſtände auszuräumen, nicht ohne daß noch ein ziemlich lautes engliſches Preſſegeſchrei und ein kurzer Notenwechſel mit England folgten.

Eine Feſtſetzung der Deutſchen in Dembia an der afrikaniſchen Weſtküſte zwiſchen Senegal und Nigeria konnte nicht aufrecht erhalten werden; das Gebiet wurde am 24. Dezember 1885 der franzöſiſchen Regierung, die ältere Anſprüche darauf machte, überlaſſen.

Auch der Verſuch, an der afrikaniſchen Oſtküſte ſich feſtzuſetzen, war nicht ganz einfach. In dieſem Gebiet beſtand eine bereits weiter entwickelte politiſche Form, als an der afrikaniſchen Weſtküſte. Sanſibar war ein Sultanat, an deſſen Spitze ein arabiſcher Sultan ſtand (Seyd Bargaſch), deſſen Vater bereits 1859 den deutſchen Hanſeſtädten, dann dem Norddeutſchen Bund und dem Deutſchen Reich erhebliche Handelsprivilegien in einem Handels- und Freundſchaftsvertrag gewährt hatte. Der deutſche Handel mit Sanſibar betrug 1875 bereits 3½ Millionen Reichsmark, das Verhältnis zum Sultan von Sanſibar war ausgeſprochen gut, da dieſer beim Deutſchen Reich Rückhalt gegen England ſuchte. So beſtand die Möglichkeit, mit Sanſibar im Rücken im Feſtlande Oſtafrikas ſich handelspolitiſch und machtpolitiſch auszudehnen. Dr. Karl Peters gründete am 3. April 1884 eine „Geſellſchaft für deutſche Koloniſation" und ging Ende September 1884 mit Jühlke und Graf Joachim Pfeil nach Oſtafrika. Es war eine abenteuerliche Fahrt, die Kriegsſchiffe des britiſchen Admirals Freemantle durften von dem Unternehmen nichts wiſſen. Es gelang Peters mit ſeiner kleinen Expedition das Hochland von Uſagara zu erreichen und hier mit 12 Sultanen, d. h. Negerkönigen mit einiger arabiſcher Kultur, Schutzverträge abzuſchließen, durch die ein gewaltiges Gebiet vom Umfang Bayerns, Thüringens und Sachſens an die „Geſellſchaft für deutſche Koloniſation" abgetreten wurde. Man kam im letzten Augenblick: Engländer, Franzoſen, Portugieſen, eine völlig marſchfertige belgiſche Expedition der Kongogeſellſchaft, eine italieniſche Expedition, die von der Somalikiüſte aus nach Oſtafrika vorſtoßen wollten, ſtanden ſprungbereit. Daheim aber hetzte die jüdiſche Preſſe gegen Peters. Gemeinſame Intrigen der Engländer und Italiener verhinderten, daß zwiſchen dem Sultan von Sanſibar und dem Afrikareiſenden Rohlfs ein Schutzvertrag zuſtande kam. Der Sultan von Sanſibar bekam ſogar engliſche Unterſtützung, als er immer weiter auf die engliſche Seite abſchwenkte, in den Feſtſetzungen der deutſchen Geſellſchaft eindrang und hier ſein eigenes Protektorat proklamierte, wobei die Truppen von Sanſibar durch einen engliſchen General (Mathews) geführt wur-

den. Erſt nach einem ſcharfen deutſchen Proteſt zog ſich der Sultan zurück. Die „Geſellſchaft für Deutſche Koloniſation" hatte im Februar 1885 einen kaiſerlichen Schutzbrief bekommen, im Mai des gleichen Jahres verwandelte ſie ſich in eine „Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft Karl Peters und Genoſſen," bekam nun wirklich eine halbwegs ausreichende Reichsunterſtützung, ſchloß einen brauchbaren Handelsvertrag mit Sanſibar ab und der alte Afrikaner, Graf Pfeil, dehnte die deutſche Macht zur Rufidſchi, Dr. Jühlke bis zum Kilimandſcharo aus. Darauf folgten nicht weniger als elf Expeditionen der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, während zugleich die kleinere Deutſche Witu-Geſellſchaft ebenfalls die deutſche Macht ausweitete.

Parteimißgunſt beſiegt deutſche Männer.

Das Empörendſte iſt, daß alle dieſe Männer in Deutſchland ſelber auf das unglaublichſte angegriffen wurden. Die Judenpreſſe hatte Peters als „Gründungsſchwindler" bezeichnet — aber der eigentliche Skandal ſollte hier noch folgen. Er gehört nicht mehr in den Rahmen unſerer Darſtellung, aber er muß mindeſtens erwähnt werden. Peters, wie Hermann von Wißmann, der einen höchſt gefährlichen Aufſtand der arabiſchen Sklavenhändler in Oſtafrika 1889 niederſchlug, fanden im eigenen Lande eine Feindſchaft, die ganz unverſtändlich erſcheinen würde, wenn man nicht die Perſönlichkeiten, die ſie trugen, berückſichtigte. Peters wurde im echtdeutſchen „Bürokrieg" von Kolonialdirektor Kayſer, einem Juden, bekämpft, von dem Peters ſelber ſagte: „Für ihn war das menſchliche Leben eine Anzahl von Schlichen und Intrigen. Offenes und wahrheitsliebendes Handeln lag ihm ſo fern, wie dem Fuchs das Boxen. Alles mußte auf Schleichwegen und hintenherum betrieben werden. Das Wohl und Wehe unſerer Kolonien war ihm im Grund völlig gleichgültig. Er wollte Kolonialſekretär und Exzellenz werden... was er tat, war ganz abſichtlich möglichſt unklar und dunkel gehalten."

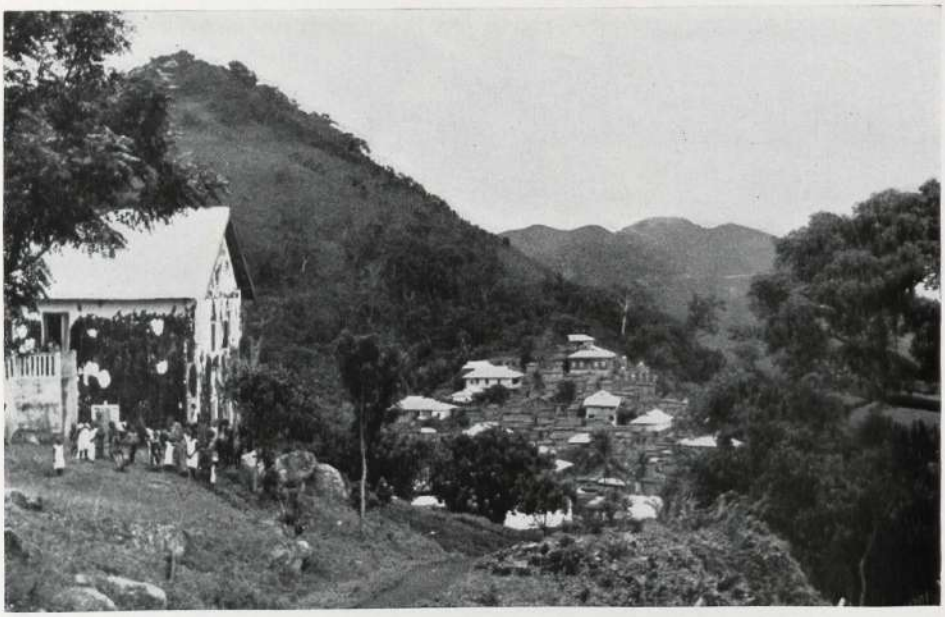
Zu Fall gebracht wurde der hochbedeutende Peters durch eine geradezu unglaubliche Hetze, bei der ſich die Sozialdemokratie, das Zentrum und alles, was im Reiche an Mißgunſt und Neid vorhanden war, vereinigten, um den „Negerſchlächter" Peters zu ſtürzen. Der gemeinſame Haß der Sozialdemokratie und des Zentrums gegen jeden Aufſtieg und Erfolg des Reiches konnte ſich hier austoben, die Front der Sozialdemokraten und gewiſſer höchſt übler Miſſionarstypen, die prinzipiell gegen die deutſche Kolonialverwaltung und für den Neger Stellung nahmen, auch wenn er wirklich im Unrecht war, außerdem auch noch über bedenkliche Querverbindungen zu den britiſchen Miſſions-

General von Lettow-Vorbeck, der heldenmütige Verteidiger von Deutsch-Ost-Afrika, nach Abschluß des Weltkrieges beim Truppeneinzug durch das Brandenburger Tor in Berlin 1918

(Photo. Histor. Bilderdienst, Elly Echtler, Berlin)

Mombassa (Tanga). Deutsche Heldengräber aus dem Weltkrieg (Photo. Histor. Bilderdienst, Elly Echtler, Berlin)

Lome (Togo), Bahnhof (Photo: Histor. Bilderdienst, Elly Schlee, Berlin)



Togo, Ort Akpafu mit Santrokofi-Berg (Photo: Bildamt Deutsche Kolonialgesellschaft)

gesellschaften verfügten, zeigte sich hier zum ersten Male deutlich in unserer Kolonialgeschichte.

In dem vollen Umfange wie Peters, Graf Pfeil und Dr. Jühlke es gewollt hatten, ließ sich das deutsche Großreich im Osten Afrikas nicht aufrecht erhalten.

Man war gerade in Ostafrika mit den Resten des Sklavenhändleraufstandes fertig, und Karl Peters hatte noch bis Uganda die deutsche Schutzherrschaft ausdehnen können, als am 18. Juni 1890 mit England ein Abkommen geschlossen wurde, bei dem Deutschland von England die Insel Helgoland und aus dem Sultanat Sansibar den Küstenstreifen von Ostafrika bekam. Dafür trat Sansibar unter britischen Schutz, ebenso Witu und Deutsch-Somaliland, das Deutsche Ostafrika wurde sehr erheblich verkleinert, auch Uganda an Groß-Britannien gegeben. Dieser Vertrag wurde damals viel kritisiert, — hatte aber mindestens den einen Vorteil, daß wir Helgoland vor der Elbmündung bekamen.

So aber, wie Deutsch-Ostafrika jetzt begrenzt war, entwickelte es sich gut. Zwar setzte die Judenpresse die Zurückberufung Wißmanns durch, aber erst 1896 erlag dieser dem schamlosen Kesseltreiben und endete 1905 in der Steiermark durch Jagdunfall. Karl Peters wurde in der gleichen Zeit mit den gemeinsten Verleumdungen wegintrigiert, — wobei wiederum die Judenpresse eine starke Rolle spielte und solche, die die Zusammenhänge tiefer erkannten, mit Recht fremde Einflüsse hinter diesem Kesseltreiben gegen die deutschen Kolonialpioniere vermuteten.

Das Deutsche Reich erweitert und festigt seinen kolonialen Besitz.

Ganz unabhängig von diesen afrikanischen Kolonialgründungen gelang es dem Reiche 1884 durch die „Deutsche Neu-Guinea-Compagnie", im Nordosten der gewaltigen Insel Neu-Guinea sich festzusetzen. Hier war es Australien, das Schwierigkeiten machte, und, obwohl es nicht einmal in der Lage war, sein eigenes Land auch nur annähernd zu besiedeln, gegen die deutsche Festsetzung „Bedenken" erhob. Trotzdem gelang es, Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel unter deutschen Schutz zu stellen. 1886 wurde der deutsche Teil der Salomo-Inseln erworben, 1885 die Marschall-Inseln. Wegen des Erwerbes der Karolinen kam es überraschenderweise mit Spanien, das plötzlich alte Rechte geltend machte, zu Schwierigkeiten. Als die deutsche Flagge auf der Insel Jap gehißt wurde, demonstrierten aufgeregte Massen in Madrid vor

der deutschen Botschaft und schlugen das deutsche Wappen herunter. Einen Augenblick lang sah es wie Kriegsgefahr aus, aber als Bismarck von der Schwäche der spanischen Wehrmacht zur See sich überzeugte, entschloß er sich, zugleich um den durch Auszehrung dem Tode entgegengehenden persönlich hochachtbaren König Alfons XII. zu schonen, die Angelegenheit durch Schiedsspruch zu erledigen. Er sagte:

„Wenn dem so ist, so kann ich Sr. Majestät den Appell an die Waffen nicht empfehlen. Dann müssen wir den Weg des Schiedsgerichts einschlagen, denn siegen ohne Gefahr, heißt triumphieren ohne Ruhm."

So schonsam und achtungsvoll verfuhr die deutsche Kolonialpolitik bei der Erwerbung der Kolonien gegenüber den anderen Mächten. Bismarck bat in der Frage der Karolineninseln Papst Leo XIII., einen Schiedsspruch zu fällen, auf Grund dessen eine Einigung der beiden Mächte zustande kam. Erst 1899, als die Spanier durch ihren unglückseligen Krieg gegen USA. (das nicht die Bismarckschen Rücksichten auf Spanien nahm) Kuba, Porto Rico und die Philippinen an USA. verloren, verkauften sie auch die Karolinen und Marianen um 17 Millionen Mark an das Deutsche Reich.

Nacheinander wurden die verschiedenen Kolonisationsgesellschaften beseitigt. 1890 übernahm das Reich bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die Verwaltung der Kolonie, Neu-Guinea wurde 1898 vom Reiche angekauft und an die Stelle des Landeshauptmanns der Deutschen Neu-Guinea-Compagnie trat ein kaiserlicher Gouverneur; in Togo und Kamerun bestand bereits Reichsverwaltung, in Deutsch-Südwest-Afrika wurde ebenfalls die Verwaltung in Reichshände übernommen, so daß das Deutsche Reich mit Abschluß des 19. Jahrhunderts zusammen über folgende Gebiete verfügte. In Afrika:

a) Deutsch-Ostafrika	995 000	Quadratkilometer
b) Deutsch-Südwestafrika	835 000	Quadratkilometer
c) Kamerun	790 000	Quadratkilometer
d) Togo	87 000	Quadratkilometer

Im ganzen umfaßten die vier afrikanischen Besitzungen des Deutschen Reiches 2 700 000 qkm mit 12 860 000 Einwohnern (1913), darunter 22 000 Europäer, unter diesen wiederum 18 000 Deutsche. Die größte Anzahl nichtdeutscher Europäer fand sich in Deutsch-Südwest-Afrika; in allen anderen Gebieten trat ihre Zahl weit hinter der Anzahl der Deutschen zurück.

In der Südsee verfügte das Reich über:

a) Neu-Guinea mit Bismarck-Archipel,
ferner die Karolinen-, Marianen- und Marschall-Inseln
zusammen 242 500 qkm mit etwa 600 000 Menschen,

b) Samoa mit 2600 qkm und 40 000 Menschen.

Die Zahl der Europäer erreichte 1910 noch nicht ganz 2000 in diesen Gebieten, die Deutschen machten ungefähr zwei Drittel dieser Zahl aus. Nicht eigentlich als Kolonie anzusehen war das Schutzgebiet Kiautschou, das als Flotten- und Handelsstützpunkt 1898 auf 99 Jahre von China gepachtet und zum „Schutzgebiet des Deutschen Reiches" erklärt war. Es umfaßte 552 qkm mit 100 000 Einwohnern. Es ist eine Frage, ob es überhaupt richtig war, sich an der Aufteilung Chinas zu beteiligen. Jedenfalls ist die Arbeit, die die deutsche Verwaltung dort geleistet hat, eine vorbildliche gewesen, die von Deutschland erbaute Shantungbahn verband das Schutzgebiet mit dem Hinterlande, die Shantung-Bergbaugesellschaft arbeitete an der bergbaulichen Erschließung, Tsingtau selber, das als ein armseliges Nest übernommen war, wurde zu einer schönen und blühenden Stadt, der Gesamtwert des Handels betrug 1913 über 200 Millionen Goldmark, das von der deutschen Verwaltung hier geschaffene Bodenrecht war das sozialpolitisch fortgeschrittenste der Erde, der Hafen blühte und gedieh. Der Widerstand gegen den Angriff der Japaner am Anfang des Weltkrieges, den die wenigen und kleinen Forts 10 Wochen lang gegen eine erdrükkende und gut geführte Uebermacht leisteten, gehört zu den unbestrittenen Heldentaten der deutschen Weltkriegsgeschichte überhaupt. Japan ist der Eroberung nicht froh geworden, das Gebiet ist 1922 wieder an China zurückgefallen, aber heute noch zieht der deutsche Handel und eine deutsche Kaufmannschaft Vorteile von den soliden Schöpfungen der deutschen Verwaltung in diesem Gebiete. „Eine Rückgewinnung des deutschen Gebietes kann nach der ganzen Entwicklung, die die Verhältnisse in China genommen haben, für uns nicht mehr in Frage kommen." *)

Wir können darum bei unserer Betrachtung Kiautschou beiseitelassen.

Der Umfang der übrigen Gebiete hat sich zwischen 1900 und dem Weltkriege nicht mehr sehr wesentlich geändert. Lediglich Kamerun erwarb durch die deutsch-französischen Verträge vom 4. November 1911 und 28. Dez. 1912 das sogenannte „Neu-Kamerun", ein bis zum Kongofluß reichendes Gebiet, den sogenannten „Entenschnabel," in Togo waren durch die deutsch-englischen Verträge von 1890 und 1899 lediglich die Inlandsgrenzen zwischen dem deutschen und englischen Gebiet bestimmt. Das gesamte deutsche Kolonialgebiet war so ungefähr sechsmal so groß wie das Mutterland und zählte zusammen (ohne Kiautschou) 2 952 100 qkm mit einer Bevölkerung von 13 500 000 Menschen, darunter ungefähr 28 800 Europäer, unter diesen 24 000 Deutsche.

Es ist bezeichnend, daß im Gegensatz etwa zu der Geschichte der britischen Kolonien die deutschen Kolonien fast ganz ohne schwere Kämpfe mit den Ein-

*) W. von Stümer „Kolonialfibel", Verlag „Offene Worte", Berlin W 35.

geborenen gediehen. Die Ausschaltung der arabischen Sklavenhändler unter Buschiri und Bwand Heri in Ostafrika wurde von der Masse der eingeborenen Bevölkerung mit Recht als segensreich empfunden und für das begabte Araber- und Halbarabertum ergaben sich unter der deutschen Herrschaft vielfach bessere Aufstiegsmöglichkeiten als bisher, zumal die deutsche Herrschaft den Arabern die unerträgliche Konkurrenz der Inder einigermaßen vom Halse hielt und den Islam besonders verständnisvoll behandelte.

Natürlich gab es gelegentlich kleine Unruhen in Ostafrika, aber hier handelte es sich mehr darum, daß einzelne der Stämme die alten Fehde- und Raubmethoden wieder aufnehmen wollten und dadurch mit der deutschen Verwaltung zusammenstießen.

Togo war ohne jede innere Schwierigkeiten, so daß man nicht einmal eine Schutztruppe, sondern nur eine Polizeitruppe im Lande hatte. Auch in Kamerun bestand nur eine Polizeitruppe, aber irgendwelche ernste Gegensätze waren nie aufgetaucht, die Zahl der Europäer war von 1900: 548 Köpfe bis 1913 auf 1871 Köpfe, die Zahl der eingeborenen Bevölkerung auf 4 Millionen Menschen gestiegen, das Verhältnis der deutschen Verwaltung zu dem Hauptstamm des Landes, den treuen und tüchtigen Jaunde-Negern war ebenso gut, wie zu den Mohammedaner-Emiraten im Norden des Landes.

In der Südsee konnte es sich bei der äußersten Primitivität der Papua auf Neuguinea um irgendwelche ernste Kämpfe überhaupt nicht handeln, hier kam es lediglich darauf an, die zum großen Teil der Menschenfresserei huldigenden Eingeborenen zu einem ruhigen und nützlichen Leben zu veranlassen und vor der grenzenlosen Angst voreinander zu befreien. Auf Samoa hatte gerade die deutsche Verwaltung bei den sehr schwer zu behandelnden dortigen Polynesiern, unter denen noch außerdem eine englische christliche Mission herumhetzte, nach Jahrzehnten des Unfriedens vor der deutschen Machtergreifung durch vorsichtige Berücksichtigung des örtlichen Brauchtums und der einflußreichen samoanischen Geschlechter ein ausgesprochen friedliches und glückliches Verhältnis hergestellt. Eine aus 40 Söhnen von samoanischen Häuptlingen gebildete Polizeitruppe „Fitafita" hielt die Ordnung aufrecht, hatte einen deutschen Wachtmeister und schöne bunte Uniformen und griff ein, wo man wirklich nicht mit den auf Samoa üblichen stundenlangen und feierlichen Verhandlungen weiterkam. Die Inseln, die zwischen 1860 und 1880 von dauernden Unruhen geschüttelt waren, waren unter der deutschen, klugen und geschickten Verwaltung zur „Perle der Südsee" geworden, sogar der zahlenmäßige Rückgang der polynesischen Bevölkerung konnte hier früher als auf allen anderen Inseln aufgehalten werden. Selbst neuseeländische Darstellungen Samoas haben nach dem Weltkriege anerkennen müssen, daß kaum eine Verwaltung geschickter und klüger gehandelt, als die deutsche, und daß es den deutschen Kolo-

nialbeamten gelang, ein wirkliches Vertrauensverhältnis mit der Bevölkerung herzuſtellen.

Kompliziert war die Lage nur in Deutſch-Südweſt-Afrika. Schon bei der Feſtſetzung des Kaufmanns Lüderitz und bei der Uebernahme der Kolonie in den Reichsſchutz waren engliſche Intrigen aufgefallen. Die Bevölkerung war nicht einheitlich, ſondern beſtand aus vier, eigentlich fünf, auch raſſiſch verſchiedenen Gruppen. In kleinen Familienhorden hauſten ſcheu in der Buſchſteppe die zwergenhaften Buſchmänner. Sie waren politiſch ohne Bedeutung. Im Süden ſaßen die nicht negeriſchen braunhäutigen Hottentotten, geſpalten in mehrere Stämme und zum Teil ſchon mit Burenblut aufgekreuzt. Ein erheblicher Teil von ihnen war zum Chriſtentum bekehrt. Ausgeſprochen zurückgedrängt war eine ältere negeriſche Einwanderungswelle, die Damaraleute. Hinter dieſen waren zwei Großvölker vom Bantuſtamme, nahe Verwandte der ſüdafrikaniſchen Kaffernvölker und kriegeriſche Rindernomaden, gekommen. Die Ambo-Stämme (auch Ovambo genannt) hatten ſich im Norden der Kolonie an der portugieſiſchen Grenze feſtgeſetzt. Die Herero hatten das breite Mittelgebiet beſetzt und befanden ſich gerade, als das Land in deutſche Hände geriet, in Vormarſch, hatten die Damara-Stämme zum größten Teile verknechtet und ſchlugen ſich mit den Hottentotten.

Kam es in Deutſch-Oſtafrika nur darauf an, die zum Sklavenhändlertum entarteten Reſte der mittelalterlichen arabiſchen Expanſion in eine vernünftige moderne Lebensform zu bringen, d. h. Buſchiri und ſeine Leute auszuſchalten, ſo geriet die deutſche Feſtſetzung in Südweſtafrika in eine afrikaniſche Völkerwanderung hinein, die gar nicht viel verſchieden war von jener, die den Engländern in Südafrika die großen Zulu- und Matabelekriege beſcherte. Es iſt bekannt, mit welcher außerordentlichen Härte die Engländer die Zulus niedergekämpft haben, — es iſt immerhin ſchon ein Verdienſt, daß die deutſche Verwaltung es ſolange verſtand, mit den ſelbſtbewußten Hererokapitänen überhaupt auszukommen. Auf die Dauer aber war gerade infolge der Verſorgung der Hereros mit Schußwaffen von jenſeits der Grenze und der nicht abreißenden Gegenſätze der Hereros und Hottentotten untereinander die Lage ſehr ſchwierig. Es kann nicht geleugnet werden, daß auch einzelne deutſche Händler die Hereros übervorteilt haben, daß überhaupt, wie bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes verſtändlich, einzelne Mißgriffe und Anfälle von „Tropenkoller" vorkamen, im allgemeinen aber hat die deutſche Kolonialverwaltung gerade die Hereros mit der größten Rückſicht behandelt und zu den Hottentotten ein geradezu freundſchaftliches Verhältnis hergeſtellt, nachdem man die erſten Auseinanderſetzungen mit ihnen ſiegreich beendet hatte.

Umso überraschender kam der plötzliche Aufstand der Hereros 1904, bei dem schlagartig eine Anzahl von Farmen zerstört wurden, die deutsche Farmerschaft und ihre Familien ermordet, ganze Landschaften der deutschen Schutzherrschaft entzogen wurden. Der Krieg gegen die wohlaufgerüsteten Hereros, bei denen immer wieder englische Gewehre auftauchten, mußte hiernach mit aller Entschlossenheit zum siegreichen Ende geführt werden. Er ist soldatisch scharf, aber nicht grausam geführt. Wir haben nicht, wie die Engländer in Indien, Gefangene vor die Kanonen gebunden, nicht, wie die Franzosen in ihren Kämpfen in Nordafrika Verwundete niedergemacht. Ein Unglück an dem ganzen Feldzug war lediglich, daß nach der Entscheidungsschlacht am Waterberg das Hererovolk offenbar infolge Versagens jener einheitlichen Führung Hals über Kopf in die Durstwüste der Kalahari flüchtete, wo Tausende zugrunde gingen, und mit dem eigenen Hererovieh auch das gestohlene Vieh von den deutschen Farmen verdurstete. Als sich an die Niederwerfung der Hereros auch noch ein Hottentotten-Aufstand anschloß, der von den Hottentotten, auch nachdem ihr Oberhaupt, Henrik Witboi, bei Fahlgras gefallen war, jahrelang weitergeschleppt wurde, hatte die Kolonie ungeheure Einbußen erlitten. Wir verloren damals allein 62 Offiziere und 614 Mannschaften als Tote, 2 Offiziere und 74 Unteroffiziere und Mannschaften als Vermißte, die Entwicklung der deutschen Farmen war auf Jahre hindurch zurückgeworfen. Kolonialkriege sind wenigen europäischen Mächten erspart geblieben, aber es spricht mindestens sehr für die deutsche Kolonialmacht, daß sie in der ganzen Zeit ihres Bestehens nur diesen einen Krieg geführt hat, der wirklich größeren Umfang annahm, — und wenn man die Berichte und Darstellungen jener Zeit, auch diejenigen, die wie Paul Rohrbach der deutschen Kolonialverwaltung recht kritisch gegenüberstanden, überschaut, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß von außen her ins Feuer geblasen worden ist, daß eine Anzahl, namentlich bekannter jüngerer Hererokapitäne, deren Leute besonders gut mit englischen Waffen ausgerüstet waren, damals den alten Oberhäuptling ihres Volkes, Samuel Maharero, und die Gemäßigten in den Aufstand gedrängt haben; soweit der alte Henrik Witboi nicht sowieso bereits unter dem Einfluß des zum Kampf gegen alle Weißen hetzenden bibelfesten Hottentottenpredigers Stürman stand, fehlten auch ihm und seinen Leuten geistliche Zusprüche von deutschfeindlichen Buren und Engländern nicht.

Ohne jene Einflüsse aus dem Hintergrund wäre Südwestafrika vieles erspart geblieben. Andererseits hat die deutsche Verwaltung und die deutsche Politik niemals in den fremden Kolonien auch nur indirekt die Eingeborenen bearbeitet und zum Widerstand gegen die anderen Kolonialmächte angereizt oder verlockt.

Es ist also eine krasse Ungerechtigkeit, wenn uns von der deutschfeindlichen Propaganda diese südwestafrikanischen Kämpfe vorgehalten werden. Wir hätten jedes Recht, etwa der englischen Propaganda gegenüber mit sehr viel umfassenderen Darstellungen aus der Vergangenheit und der noch recht nahen Gegenwart britischer Kolonialkriegsführung zu dienen, von der französischen ganz zu schweigen.

Die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien war — wenn man von einzelnen Mißgriffen, wie diese überall vorkamen, absieht — eine ausgesprochen gute, verständnisvolle und vor allem auf das wirtschaftliche Wohl der Eingeborenen bedachte. Selbstverständlich kann keine Kolonialmacht ein Land erschließen, wenn ihr nicht die an das Klima gewöhnte Arbeitskraft der Eingeborenen zum Bau von Straßen, Plantagen und Wohnstätten zur Verfügung steht. Die deutsche Verwaltung aber hat weder jene Mittel des unbezahlten Zwangsarbeitsdienstes angewendet, wie sie etwa in einem Teil der mittelafrikanischen Kolonien Frankreichs*) noch heute üblich sind, noch die Eingeborenen durch unerschwingliche Hüttensteuern — wie es noch 1936 eine britische Untersuchungskommission für das britische Protektorat Njassaland feststellte — zur Aufnahme von Arbeit gezwungen. Die deutschen Methoden waren hier stets schonsamer und entsprachen den Methoden in gut verwalteten britischen Kolonien. Daß das Strafrecht gegenüber Eingeborenen ein anderes sein mußte als gegenüber einer europäischen Bevölkerung, ist mindestens damals von keinem englischen Sachkenner, geschweige denn von Franzosen oder Portugiesen bestritten worden.

Diejenigen Fehler, die unsere Kolonialverwaltung wohl wirklich hatte und die ihr vorgeworfen wurden, ergaben sich aus allgemeinen deutschen Uebelständen jener Zeit: Berichtseligkeit, „Papierkrieg," eine gewisse bürokratische Handhabung, eine gewisse Uebervorsicht, wie sie infolge der die Kolonialarbeit immer wieder ahnungslos kritisierenden Opposition großer Reichstagsparteien sich ergeben mußte, auch wohl die deutsche Neigung, Ressortkämpfe auszufechten, sind spürbar geworden. Sie haben aber nicht im entferntesten eine so lähmende Rolle gespielt, wie sie etwa vorbildliche französische Kolonialpolitiker von der eigenen Verwaltung aussagten, und sie taten schließlich niemand größeren Schaden. Die einzigen, die unter ihr litten, waren die Deutschen selbst. Im übrigen — es gibt auch im „freien England" stille Plätze wirklicher Bürokratie.

So sehr vor dem Weltkriege gegen die deutschen Kolonien Eifersüchteleien der anderen Mächte vorkamen, — im allgemeinen waren sie in Afrika wie in der Südsee eher ein Vorteil für die anderen Mächte. Der deutsche Kolonialbesitz war der größte von den „kleineren Kolonialmächten." Sein Vorhandensein verhinderte, daß in Afrika England und Frankreich sich allein und mit offener

*) Nach der erschütternden Darstellung von A. Gyzicki „Die Schwarzen und die Weißen".

Rivalität gegenüberstanden. Für die kleineren Kolonialmächte war das Deutsche Reich der gegebene Sprecher, hat sich so auch 1900 für die Spanier in der Guinea-Frage eingesetzt. Infolge seiner noch nicht sehr alten Erfahrung ging das Deutsche Reich gerne mit Projekten und Verbesserungen vor und zahlte das Lehrgeld, das die anderen dann nicht zu zahlen brauchten. Das Deutsche Reich hat in der ganzen Zeit seiner Stellung in Afrika den Gedanken der europäischen Gemeinsamkeit hochgehalten, es hat weder die Mahdistenkämpfe im Sudan zur Schwächung Englands, noch die zahlreichen Kolonialkämpfe Frankreichs zur Schädigung Frankreichs ausgenützt, sondern stets eine ausgesprochen faire Haltung eingenommen. So sehr man seine Festsetzung zuerst zu verhindern gesucht hatte, — bei sachlicher Prüfung hatte es sich als ein durchaus verständnisvoller Nachbar erwiesen. Gerade das Deutsche Reich hatte im Interesse der europäischen Gemeinsamkeit und der kleineren Kolonialmächte auf der Kongokonferenz von 1884/85 den Grundsatz durchgesetzt, daß europäische Kämpfe nicht auf Afrika übertragen werden sollten, daß die Kolonien untereinander während europäischer Auseinandersetzung sich nicht angreifen sollten.

Die Bedeutung der deutschen Kolonien für unsere Volkswirtschaft vor dem Weltkriege.

An der wirtschaftlichen Entwicklung der deutschen Kolonien vor dem Weltkriege wird man zu berücksichtigen haben, daß im wesentlichen noch nicht ein Menschenalter hindurch an ihnen wirklich gearbeitet war. Und doch war das Ergebnis ein ganz überraschendes.

In Deutsch-Südwestafrika waren 12 950 000 Hektar Farmland in Bewirtschaftung, als der Weltkrieg ausbrach. Wenn es sich auch hierbei zum großen Teil lediglich um Weideland handelte, so war doch eine geordnete, bereits exportierende Viehwirtschaft vorhanden, die öffentliche Sicherheit im Lande garantiert und trotz der schweren Rückschläge der Aufstandszeiten das Land in einer erfreulichen Vorwärtsentwicklung. Am meisten von allen Kolonien war es wirkliches Einwanderungsland für Deutsche und begann in immer stärkerem Maße die deutsche Auswanderung an sich zu ziehen, erfüllte also gerade die Aufgabe, an die schon bei den ersten Kolonialprojekten gedacht war, die deutsche Abwanderung aus dem Mutterlande, die man doch für unvermeidlich hielt, jedenfalls in Länder unter eigener Flagge zu führen.

Bedenklich konnte in gewisser Hinsicht das Einströmen von Buren aus der Südafrikanischen Union stimmen; hier handelte es sich vielfach nicht um die Elite des Burentums, sondern um diejenigen, die eine ausgesprochen expansive Wirtschaft trieben, z. T. erheblich „verkaffert" waren und die Konkurrenz mit ihren fortgeschrittenen Stammesgenossen und den englischen Farmern nicht aushielten, sondern lieber in die noch weiten Räume von Deutsch-Südwestafrika auswichen. Es spricht für die Großzügigkeit, aber weniger für die Weitsicht der deutschen Kolonialpolitik jener Zeit, daß sie diese Einwanderung, die Deutsch-Südwestafrika mit einem ausgesprochen fremden Element belastete, ohne Bedenken zuließ. 1914 saßen in Deutsch-Südwestafrika neben 5000 erwachsenen deutschen Männern der Zivilbevölkerung, 6000 deutschen Frauen und Kindern und der Schutztruppe in Stärke von 2000 deutschen Soldaten nicht weniger als 2000 Ausländer europäischer Herkunft, fast nur Buren. Aus diesem Mißverhältnis zwischen Deutschen und Ausländern geht schon eine grundlegende Schwierigkeit hervor; eine einheitliche Erhebung, ein restloses Zusammenarbeiten aller Weißen, wie es die Kolonie Deutsch-Ostafrika vollbracht hat, war hier nicht möglich. Deutschfeindliche Strömungen und Stimmungen, ja Spionage und Verrat mußten bei diesem gewaltigen Prozentsatz von Ausländern an der Tagesordnung sein. *)

Deutsch-Südwestafrika brauchte auch bis zum Weltkriege noch gewisse Reichszuschüsse. Immerhin waren diese nicht mehr erheblich und fanden fast nur noch Verwendung für die Aufrechterhaltung der Schutztruppe; die Verwaltungsausgaben wurden aus dem Lande selbst bereits gedeckt. Die wirtschaftliche Zukunft mußte bei Fortsetzung der friedlichen Zeiten als glänzend erscheinen. Trotz der Ausfälle in der Aufstandszeit hatte man 1913 wieder 205 643 Stück Großvieh und über eine Million Schafe im Lande, 6000 Hektar befanden sich unter dem Pflug, und man hatte feststellen können, daß jedenfalls im Springwassergebiet in nicht unerheblichem Umfange bei entsprechenden Bohrungen es möglich war, Steppenland zu Ackerland zu machen. Die 1908 entdeckten Diamantfelder in der Lüderitz-Bucht brachten im Geschäftsjahr 1912/13 bereits 20 Millionen Mark Ertrag, Kupfer in den Minen von Otavi und Tsumeb lieferte gerade einen der deutschen Industriewirtschaft notwendigen und im eigenen Lande nicht ausreichend vorhandenen Rohstoff. Der Außenhandel von Deutsch-Südwestafrika betrug 1913: 113,7 Millionen Mark. Nachdem die schwere Zeit des Aufstandes gerade erst sieben Jahre zurücklag, war dies ein starker Erfolg.

Viel günstiger war die Lage in Deutsch-Ostafrika bis zum Weltkriege gediehen. Hier hatte kein irgendwie ernsthafter Aufstand die Bevölkerung zurück-

*) „Der Weltkampf um Ehre und Recht", Band 4 „Der Krieg um die Kolonien", von Oberst Dr. Ernst Nigmann.

geworfen und die Wirtſchaft zerſtört. So betrug die Zahl der Weißen 1913/14 5336 Menſchen, darunter $^4/_5$ Deutſche; etwa Dreiviertel der deutſchen Bevölkerung waren Farmer und ihre Angehörigen. Die Viehbeſtände hatten ſich vor allem durch erfolgreiche Seuchenbekämpfung außerordentlich gehoben, ſo daß man 1914 Deutſch-Oſtafrikas Beſtand an Rindern auf etwa 4 Millionen Stück und den Beſtand an Schafen auf 6,5 Millionen Stück veranſchlagte. Die Landfläche der Plantagen betrug 1905: 52435 Hektar, 1914 etwa das Zehnfache, der Bergbau hatte ſich gehoben, der Außenhandel ſtieg von einem Geſamtwert von etwa 10 Millionen im Jahre 1892 auf 89 Millionen Mark im Jahre 1913; alle Verwaltungsausgaben wurden aus der Kolonie ſelbſt gedeckt, lediglich für die Erhaltung der Schutztruppe zahlte das Reich noch einen Zuſchuß, mit deſſen Wegfall ebenfalls bei der im allgemeinen guten wirtſchaftlichen Entwicklung der Kolonie für die nächſte Zeit gerechnet werden konnte.

Rein wirtſchaftlich geſehen ſtanden Kamerun und Togo ſogar beinahe noch beſſer. War aber ſchon Deutſch-Oſtafrika nur Plantagenkolonie, wo der Weiße als Arbeitsleiter, nicht aber als körperlich Mitarbeitender aus klimatiſchen Gründen allein tätig ſein konnte, ſo galt dies in geſteigertem Maße für Togo und Kamerun. Kamerun begann bereits Rohbaumwolle, Pflanzenöle, Kakao, Tabak und Kautſchuk in großem Umfange zu liefern, es wäre wahrſcheinlich bei ruhiger Fortſetzung der Entwicklung in die Lage gekommen, den weſentlichſten Teil des deutſchen Bedarfes zu liefern. Notwendig war eine verkehrsmäßige Erſchließung des Innern, um die großen Rinderherden des Nordens, die nach Millionen zählten, für die Ausfuhr verwerten zu können. Die Eingeborenen hatten ſehr raſch den Anbau von Kakao, Bananen und Oelpalmen auch im eigenen Kleinbetrieb übernommen, ſo daß neben einem entwickelten Plantagenweſen, das noch weit ausdehnungsfähig war, ein recht geſundes, negeriſches Kleinpflanzertum ſich entwickelte. Der Außenhandel von Kamerun betrug 1913 faſt 64 Millionen Mark gegenüber 19 Millionen Mark im Jahre 1908, der Wert der Kolonie ſtieg dauernd, auch ſie deckte alle ihre Ausgaben ſelbſt, bekam nur noch einen kleinen Zuſchuß für die Erhaltung der Schutztruppe.

Die kleinſte afrikaniſche Kolonie Togo hatte nur eine ſehr geringe deutſche Einwanderung, auch nur wenige größere deutſche Plantagen. Bei ihrer für afrikaniſche Verhältniſſe ziemlich dichten Bevölkerung beruhte ihre Wirtſchaft auf dem kleinen und mittleren Eingeborenenbetrieb. Etwa 400 Europäer (ganz überwiegend Deutſche) ſaßen im Lande, führten die Verwaltung und den Exporthandel. Der Wohlſtand der Eingeborenenbevölkerung ſtieg infolge der durch die deutſche Verwaltung geſchaffenen Sicherheit und brauchbaren Verkehrswege ſo auffällig, daß trotz der außerordentlich niedrigen Beſteuerung

im Lande ſich Togo ſelbſt erhielt und keinerlei Zuſchüſſe des Reiches mehr brauchte. Der Außenhandel hatte 1913 einen Geſamtwert von 20 Millionen Mark. Das Land liefert außer Palmöl Palmkerne, Kakao und Kautſchuk. Die deutſchen Plantagen (1343 Hektar) wirkten als Muſterwirtſchaft für die Eingeborenenkulturen. Gerade hier in Togo zeigt ſich, mit wie geringen Mitteln die deutſche Verwaltung erfolgreich in der Lage war, ein Gebiet zu entwickeln, in dem vor ihr völlige Unſicherheit, Sklavenraub und das Unweſen zauberiſcher Geheimbünde geherrſcht hatte.

Der deutſche Beſitz in der Südſee trat wirtſchaftlich gegenüber dem afrikaniſchen Beſitz zurück. Kaiſer-Wilhelms-Land war erſt zum Teile erſchloſſen, die Erziehung der völlig wilden Eingeborenen mußte erſt die nötigen Arbeitskräfte beſchaffen. Als perſönliche Dienerſchaft, Köche und dergleichen, kamen ſo vielfach Chineſen ins Land. Immerhin hat die deutſche Verwaltung es fertig bekommen, neben einem ſteigenden Handel mit den Eingeborenen 32 000 Hektar Pflanzungen von Kokospalmen, Kautſchuk und anderen Nutzpflanzen anzulegen, und im Jahre 1913 den Handel von Kaiſer-Wilhelms-Land auf 16,52 Millionen Mark zu heben. Auch hier war abzuſehen, daß der noch weiter gezahlte Reichszuſchuß bei Fortdauer dieſer günſtigen Entwicklung in Wegfall kam und die Kolonie ſich ſelbſt trug.

Am wertvollſten von allen deutſchen Beſitzungen in der Südſee war Nauru, die Phosphatinſel. Dieſes Inſelchen von 22 Quadratkilometer war 1888 deutſch geworden und die zur Auswertung der rieſigen Phosphatlager gegründete „Jaluitgeſellſchaft" erwarb auch die Auswertung der Phosphatlager innerhalb der ganzen Marſchall-Inſeln, ſeit 1906 wurden die Phosphatlager abgebaut. Hätten wir heute dieſes Phosphat, ſo würde es den allergrößten Teil unſeres Bedarfes an dieſem wertvollen Düngemittel decken! Die Marianen- und Karolinen-Inſeln waren zur deutſchen Zeit erſt wenig erſchloſſen, dasſelbe galt vom Bismarck-Archipel und dem deutſchen Teil der Salomonen. Hier war gewiſſermaßen noch eine kleine Reſerve für weitere Wirtſchaftstätigkeit vorhanden. Ausgeſprochen günſtig war die Entwicklung in Samoa auch auf wirtſchaftlichem Gebiet. Der Wert des Geſamtaußenhandels der Inſeln mit ihren nur etwa 3000 Quadratkilometern betrug 1913 10 Millionen Mark, weſentlich handelte es ſich hier bei der Ausfuhr um Kopra, Kokosnüſſe und in den letzten Jahren Kakao.

Alle dieſe Kolonien nahmen deutſche Induſtriewaren auf, zwar nicht alle im gleichen Umfange, aber doch ſo ſehr, daß ſie ein wertvolles Abſatzgebiet des Deutſchen Reiches waren, das uns nicht entzogen werden konnte, und auf die Dauer verſprachen, in noch größerem Umfange Aufnahmeland für deutſche Induſtrieerzeugniſſe zu werden.

Von keiner dieſer Kolonien konnte man ſagen, daß ſie in irgendeinem Bedenken erregenden Umfange deutſche Bauernkraft den europäiſchen Aufgaben entzog. Dieſe Tatſache muß man einmal ſehr nüchtern feſtſtellen. Es iſt unbeſtreitbar richtig, daß jede weitere Anſiedelung von deutſchen Bauern in Ueberſee unter fremder Fahne ganz unerwünſcht iſt, aber auch unter eigener Fahne nicht wünſchenswert iſt. Das Bauerntum, das wir haben und das wir heranziehen können, brauchen wir dringend für die Erhaltung und den Ausbau unſerer Stellung im europäiſchen Kontinent. Eine Kolonie, die in irgendwie nennenswertem Umfange deutſches Bauerntum aus Europa hinausgeführt hätte, müßte heute uns als Fehlgründung erſcheinen. Immerhin mußten wir mit Recht es vorziehen, wenn landwirtſchaftliche Auswanderer — wenn ſie überhaupt aus dem Deutſchen Reiche auswanderten — dann jedenfalls in eine deutſche Kolonie ihre Schritte lenkten. Es mußte uns erwünſchter ſein, daß Deutſche, die ſich nach der Weiträumigkeit einer großen Viehfarm ſehnten, ihre Schritte eher nach Deutſch-Südweſtafrika, als etwa nach Argentinien lenkten, daß Deutſche, die das Zeug zum Plantagenbeſitzer in ſich fühlten, lieber in eine deutſche Kolonie, als in eine engliſche Kolonie, oder nach Niederländiſch-Indien gingen. Ueberſchaut man ſo unſeren alten Kolonialbeſitz, ſo hat er in der Tat im weſentlichen dieſen Erforderniſſen entſprochen. Die reinen Plantagenkolonien Togo und Kamerun, dazu der größte Teil von Oſtafrika haben uns deutſches Bauerntum, das wir für unſere europäiſche Stellung benötigten, nicht gekoſtet.

Jenes Projekt, in den kühleren Hochlandsgebieten am Kilimandſcharo deutſche Bauern anzuſiedeln, das gelegentlich erörtert wurde, iſt erfreulicherweiſe niemals verwirklicht worden. Es hätte in der Tat eine zweckloſe Entziehung deutſcher Bauernſchaften aus dem Mutterlande bedeutet. Auch die Auswanderung nach Deutſch-Südweſtafrika hat doch ganz weſentlich nur ſolche Menſchen angezogen, die auch ſonſt wahrſcheinlich ausgewandert, aber nach Südamerika oder in ähnliche weiträumige Gebiete gegangen wären. „Südweſt" ſaugte nicht der deutſchen Heimat dort benötigtes Bauerntum ab, ſondern fing — mindeſtens ganz überwiegend — eine doch vorhandene Auswanderung auf, die ſich im allgemeinen aus Menſchen mit der Sehnſucht der Raumweite zuſammenſetzte. Solche Menſchen aber werden in einem gewiſſen Umfange in Deutſchland immer vorhanden ſein, gerade weil der ſehr typiſchnordiſche „Freiſaſſe" in der Enge eines „Volkes ohne Raum" hinausdrängt in Gebiete, wo der einzelne Menſch noch ſein Schickſal weitgehend ſelber beſtimmen kann, der nächſte Nachbar einige hundert Kilometer und die nächſte „amtliche Stelle" noch weiter entfernt iſt.

Unſere Südſeebeſitzungen kamen erſt recht nicht als Gebiete in Frage, die

deutſches Bauerntum anzogen oder auch nur im geringſten anziehen konnten. Sie waren ein Betätigungsfeld für den Kaufmann, Arzt, Techniker und Plantagenbeſitzer, an eine Koloniſation mit deutſchen Bauern iſt in ihnen — mit Ausnahme der allererſten Anfangszeiten in Neuguinea, wo ſolche Projekte auftauchten — niemals ernſthaft gedacht worden.

Man muß dieſe Tatſache einmal ausſprechen, um zwei Irrtümern zu begegnen: Zuerſt einmal dem Glauben, als ob die deutſchen Kolonien der Vorkriegszeit damals oder heute als Aufnahmeländer für deutſche Siedler in großem Umfange in Frage kamen oder kommen konnten. Das war ſchon damals nicht der Fall. Die Zahl der Europäer, die ſich als Leiter der Plantagenwirtſchaft und des Handels in Kamerun, Togo und Deutſch-Oſtafrika einſchalten konnten, war naturgemäß begrenzt, und auch in Deutſch-Südweſtafrika wäre man wohl in abſehbarer Zeit an die Grenzen der Aufnahmefähigkeit für deutſche Siedelung gekommen. Auch heute würde der Kolonialbeſitz, wenn er wieder in unſerer Hand wäre, nur für eine ſehr begrenzte Anzahl von Volksgenoſſen die Möglichkeit zur dauernden Anſiedelung dort bieten.

Auf der anderen Seite darf man von dieſem Geſichtspunkte ausgehend auch ruhig betonen, daß weder von unſerem alten Kolonialbeſitz ein erheblicher „Sog" auf den an ſich ſchon damals bedenklich zurückgehenden Beſtand des deutſchen Bauerntums ausging, noch daß dieſer etwa heute eintreten würde.

Die Rolle der Kolonien in der deutſchen Wirtſchaft vor dem Weltkriege war nicht diejenige von Siedelungskolonien. Um ſolche zu erhalten, kamen wir — man darf wohl ſagen zu unſerem Glück! — bereits zu ſpät. Siedelungskolonien, wie ſie einſt Auſtralien und Kanada waren, wie ſie praktiſch, wenn auch nicht ſtaatsrechtlich Tunis und Algier heute für Frankreich ſind, wie ſie vielleicht Italien in Teilen des abeſſiniſchen Hochlandes einrichtet, waren z. Zt. der Gründung des deutſchen Kolonialreiches gar nicht mehr „greifbar." Wir blieben damit auch bewahrt vor all den Schwierigkeiten zwiſchen Mutterland und Siedelungskolonie, die ſich im Laufe der Zeit überall ergeben haben und die etwa im Abfall der Vereinigten Staaten von Amerika von England ihr Muſterbeiſpiel in der Weltgeſchichte haben. *Der alte deutſche Kolonialbeſitz vor dem Weltkriege war in ſeiner Funktion für das Geſamtleben unſeres Volkes Handels- und Rohſtoffkolonie, Abnehmer deutſcher Induſtriewaren und Lieferant benötigter induſtrieller Rohſtoffe. In dieſem Sinne war er nicht nur nützlich und berechtigt, ſondern auch unentbehrlich.* Mindeſtens im gleichen Umfange wie England ſchien ſich Deutſchland zu induſtrialiſieren, und wenn uns auch eine ſo gefährliche Entwicklung wie die engliſche Ueberinduſtrialiſierung und das Verſchwinden der engliſchen Landwirtſchaft erſpart blieb, ſo daß wir heute den Weg zu einem

„Bauernreich" mit Recht wieder einschlagen können, so brachte uns doch jene Zeit eine Zunahme der industriellen Bevölkerung, bei der schließlich etwa 60 % des deutschen Volkes städtisch wurde und die deutsche Gesamtbevölkerung ohne die Grundlage einer eigenen Industrie mit gesicherter Rohstoffversorgung sich nicht halten konnte. Gerade diese Rohstoffversorgung aber wuchs in nicht unerheblichem Maße aus den deutschen Kolonien heran. Sie wurden in immer größerem Umfange zu den Lieferanten unbedingt gesicherter Rohstoffe für die deutsche Industrie. Alle ihre sonstigen Bedeutungen traten demgegenüber völlig zurück.

Würde ein Unglück (das ihm niemand wünscht) dem französischen Volk den größten Teil seines Kolonialbesitzes nehmen, so wären davon die großen Massen des französischen Volkes kaum erheblich getroffen. Frankreich hängt weder in seiner Industrie von der Rohstoffzufuhr von den Kolonien ab, noch würde seine Außenwirtschaft zusammenbrechen, wenn ihm sein großes Kolonialreich nicht mehr als Absatzfeld der heimischen Industrie zur Verfügung stände. Schlössen sich dagegen Groß-Britannien die Rohstoffgebiete seines Empires zu, so müßten die Inseln der völligen Verödung verfallen und die Katastrophe wäre nicht abzusehen.

Für Deutschland bedeutete in der Vorkriegszeit der Besitz seiner Kolonien bereits einen höchstbedeutsamen und außerdem einen sehr ausbaufähigen Zuschuß zur Rohstoffversorgung, eine immer sichere Reserve für seine Industrie und damit Ernährungsmöglichkeit für einen erheblichen Teil der Industriearbeiterschaft. Die Kolonien erhielten und ernährten zwar nur verhältnismäßig kleine Gruppen von Deutschen, die in ihnen selber tätig waren, aber die vielfache Zahl von deutschen Industriearbeitern, Angestellten und Exporteuren im Mutterlande.

Da diese Kolonien als Rohstoffbasis kleiner und auch ärmer als die britischen Besitzungen waren, während die Bevölkerung des deutschen Mutterlandes zahlreicher und schon damals im Durchschnitt auch wirtschaftlich ärmer, als die Bevölkerung der britischen Inseln war, so haben verständige Engländer mit Recht diesen deutschen Kolonialbesitz mit dem den bibelfesten Engländern geläufigen Wort als „Naboths Weinberg," d. h. dem Weinberg des armen Mannes, bezeichnet. Bekanntlich hat nach der Bibel der böse König Ahab trotz seines Reichtums dem armen Naboth seinen einzigen Weinberg weggenommen, — das Verhalten der Siegermächte gegenüber den Kolonien des Deutschen Reiches nach dem Weltkriege konnte man in der Tat kaum besser kennzeichnen...

Mochten die Mächte des im Weltkriege gegen Deutschland stehenden Verbandes diese oder jene Korrektur der Grenzen auch auf kolonialem Gebiet wünschen, die Fortnahme des gesamten deutschen Kolonialbesitzes, den sie zum

allergrößten Teile wirtſchaftlich überhaupt nicht benötigten, war mehr eine Maßnahme der Gehäſſigkeit und des Vernichtungswillens, jenes alten Grundſatzes, den Deutſchen nichts zu gönnen, und ſie nichts werden zu laſſen, als einer halbwegs verſtändigen Erwägung der Intereſſen europäiſcher Gemeinſamkeit.

Die Kolonien und der Weltkrieg.

Die deutſchen Kolonien waren nicht darauf eingerichtet, in europäiſche Kriege hineingezogen zu werden.

Auf Grund der Generalakte der Kongokonferenz von 1885 und mancherlei ſonſtiger Erklärungen glaubte man im allgemeinen, daß im Falle eines europäiſchen Krieges Mittelafrika neutraliſiert und ein Kampf Weißer gegen Weiße unmöglich ſein würde. Aus dieſem Grunde fehlten in den afrikaniſchen Kolonien faſt alle Vorbereitungen, die zur Abwehr eines Angriffes von außen hätten dienen können; die Südſeeinſeln waren ebenfalls gänzlich unbefeſtigt und nur Tſingtau hatte Befeſtigungen nach der Seeſeite.

Der Ausbruch des Weltkrieges ſchnitt die deutſchen Kolonien vom Mutterlande faſt reſtlos ab. Am wenigſten zu irgendeinem Widerſtand befähigt waren die Beſitzungen in der Südſee. Trotzdem operierte der Gouverneur von Neuguinea, Geheimer Regierungsrat Haber, ſo geſchickt, daß er gegenüber den rieſigen auſtraliſchen Beſatzungstruppen noch eine ſehr anſtändige Kapitulation herausholen konnte, und Hauptmann Detzner konnte an der Spitze einer deutſchen Forſchungsexpedition mit wenigen farbigen Soldaten tatſächlich bis 1919, vier Jahre lang, im Innern der großen Inſel ſich gegen die Auſtralier halten. Die Marianen-, Karolinen- und Marſchall-Inſeln wurden kampflos von der japaniſchen Flotte beſetzt, auf Samoa rückten die Neuſeeländer ein.

Die Kolonien in Afrika waren gegenüber dieſen Außenpoſten etwas mehr zum Widerſtand eingerichtet. Zwar konnte das kleine Togo ſich gegen erdrückende engliſch-franzöſiſche Uebermacht nicht lange behaupten, und die Trümmer der deutſchen Truppen mußten ſich ſchon Ende Auguſt 1914 ergeben, aber viel ſchärfer wurde der Kampf in Kamerun. Von der Küſte, aus Britiſch-Nigerien und Franzöſiſch-Aequatorial-Afrika und aus dem Belgiſchen Kongo, brachen die Verbündeten von allen Seiten ein. Aber die deutſche Polizeitruppe, etwa 200 weiße Führer und 3200 eingeborene Soldaten, ſchlug in den erſten Monaten die Uebermacht von etwa 1000 Europäern mit 18 000 feindlichen farbigen Truppen auf allen Fronten zurück, mußte zwar die Küſte preisgeben, aber unter dem prachtvollen Major Zimmermann hielten ſie das Jaundeland bis zum Februar des Jahres 1916, — dann erſt, als ſie nicht eine ein-

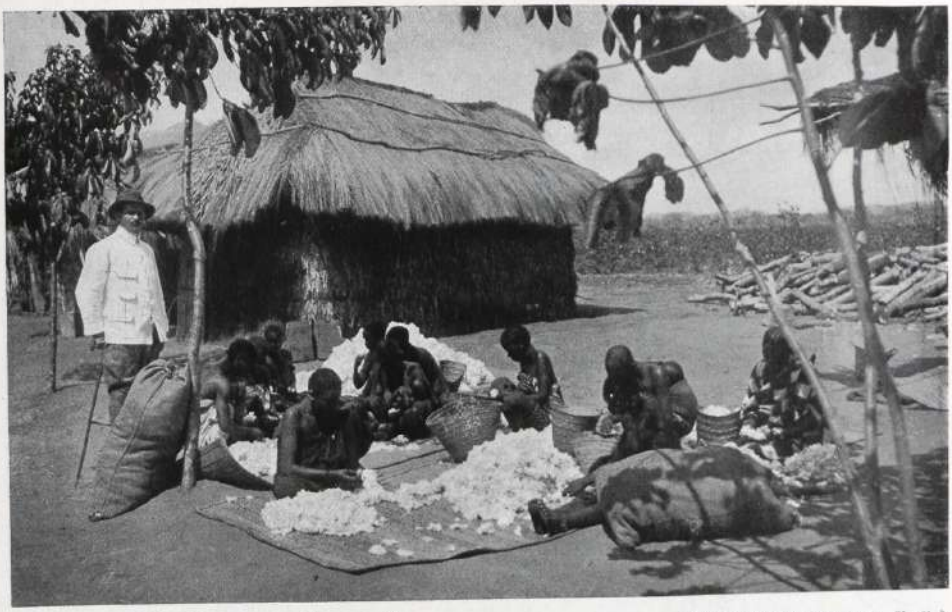
zige Patrone mehr hatten, traten die tapferen Truppen auf das Gebiet von Spanisch-Neuguinea über und wurden dort entwaffnet.

Als in Südwestafrika die Unionregierung zum Kampf gegen das Deutsche Reich aufrief, stand zwar noch eine kleine Gruppe Buren, in Erinnerung an die alte Englandfeindschaft, gegen sie auf, konnte sich aber nicht halten und bedeutete für die Deutschen kaum eine Unterstützung. Das ganze Jahr 1914 war von kleinen Gefechten an der Südgrenze der Kolonie ausgefüllt, — dann war die Unionregierung so weit, von sich aus zum Angriff vorzugehen, schiffte in der Walfischbai Truppen aus, und diese viel besser ausgerüsteten und überlegenen Truppen schlugen die deutsche Schutztruppe in dem schweren Gefecht von Jakalswater, drängten von dort entschlossen vor, und jetzt griffen nun auch weit überlegene Streitkräfte von Süden her an. In einem außerordentlich blutigen Gefecht am 27. April 1915 am Bahnhof von Gibeon unterlag das deutsche Detachement von Kleist gegen etwa sechs Regimenter Uniontruppen. Ein letzter Versuch der Deutschen, die auf die Hauptstadt Windhuk vorrückenden Uniontruppen bei Trekkopje mit der blanken Waffe zu überrumpeln und zu werfen, blieb im Feuer englischer Geschütze liegen, das letzte Aufgebot der Kolonie mußte die Hauptstadt preisgeben, ging erst auf den Waterberg und dann auf das Bergwerksgebiet von Otavi zurück. Nach einem sehr schweren und blutigen Gefecht am 1. Juli 1915 bei Otavi gegen etwa vierfache Uebermacht wurden die Deutschen so in die Enge getrieben, daß sie an die Grenze des verpflegungslosen Wüstengebietes von Tsumeb zurückwichen und hier am 19. Juli unter ehrenvollen Bedingungen kapitulieren mußten. Ein geplanter Abmarsch gegen das portugiesische Angola unterblieb, weil man sonst durch das Hungergebiet des Ovambolandes hätte marschieren müssen.

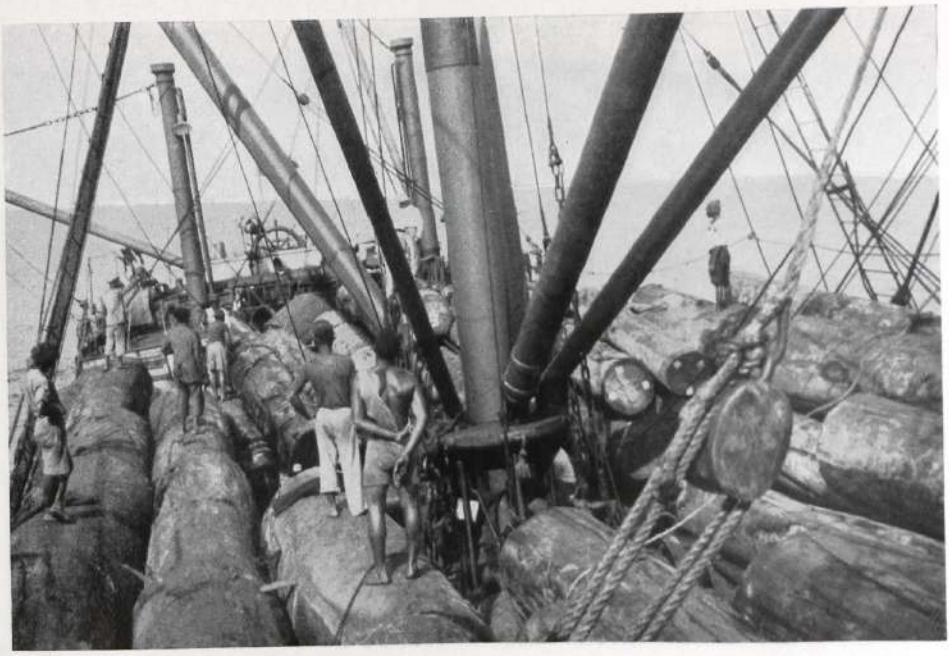
Den zähesten Widerstand leistete Ostafrika.

Die deutsche Einwohnerschaft war zwar geringer als in Südwest, etwa 4000 Menschen, aber dafür hatte man die erstklassige einheimische Askaritruppe. Sehr richtig schreibt Oberst Nigmann in seiner Darstellung „Der Krieg um die Kolonien"*): „Die Sudanesen sind die schwarzen Landsknechte; sind tapfer, treu, verläßlich, teilen allerdings mit ihnen auch die Neigung zu Trunk und Spiel. Sie bildeten den Stamm der farbigen Truppe; in dem von ihnen gebildeten festen Rahmen fügten sich dann, als der Nachersatz der Sudanesen stockte, die Eingeborenen der Kolonie, die „Askari" (Askari-Schütze — Soldat), von selbst ein. Wißmanns geradezu mustergültige Grundsätze für die Behandlung der farbigen Soldaten: gute Löhnung, Verpflegung, strenge Gerechtigkeit, straffe Disziplin, Teilnahme und offenes Ohr für alle persönlichen Anliegen, hatte die Askaris glänzend geschult; seine Nachfolger

*) „Der Weltkampf um Ehre und Recht", Berlin, 1930

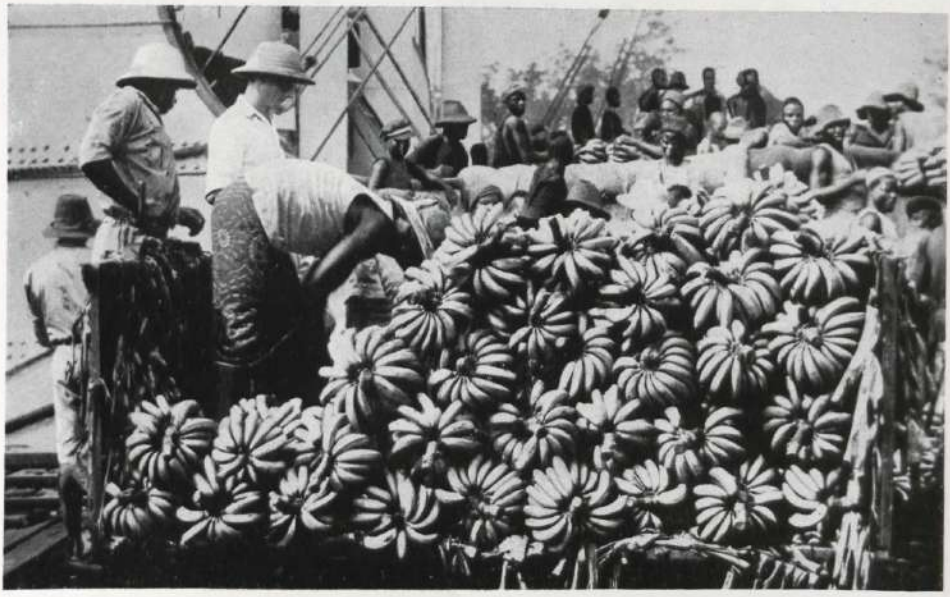


Eingeborene beim Ausleſen der Baumwolle (Photo: Reichskolonialbund, Berlin)



Kamerun, Schiffstransport von Edelhölzern (Photo: Deutſche Kolonialgeſellſchaft Berlin)

Südsee. Eingeborene beim Aufschlagen von Kokosnüssen (Photo: Reichskolonialbund, Berlin)



Kamerun-Bananen (Photo: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin)

hatten in seinem Sinne weitergearbeitet und so war ein vollkommenes Soldatengeschlecht entstanden „harten Körpers und fröhlichen Sinnes, wie es die rauhe afrikanische Kriegsführung erfordert." Und die Askaris wußten sich unbedingt eins mit ihren weißen Führern, denen sie ohne Besinnen im Kampf und Sieg, in Not und Tod, Hunger und Entbehrung folgten. Daß die afrikanische Truppe, von hochgezogenem soldatischem Geiste bis zum jüngsten Rekruten beseelt, unbedingt standhalten würde, darüber ist kein alter Ostafrikaner — auch der Verfasser gehört zu diesen — auch nur einen Augenblick im Zweifel gewesen. Schon vor dem Kriege sah jeder deutsche Askari auf die britischen, belgischen oder gar portugiesischen Askaris, obwohl doch derselben Abstammung, mit unendlicher Geringschätzung herab und hätte es gut und gern mit der zehnfachen Uebermacht aufgenommen.

Am 8. August beschossen die Engländer Daressalam. Darauf ließ der Befehlshaber der deutschen Streitkräfte, von Lettow-Vorbeck, sofort nach Britisch-Uganda einrücken und bedrohte die Ugandabahn. Die Engländer und ihre Verbündeten, die Belgier und Portugiesen, zogen nun ungeheure Streitkräfte zusammen und werden im Verlauf der Kämpfe bis zu einer halben Million Truppen mit allen modernen Mitteln zur Verfügung gehabt haben. Am 3. November schifften sie erst einmal indische Truppen bei Tanga aus.

Die Turbanträger wurden von den Askaris mit blankem Seitengewehr ins Wasser gejagt. Am nächsten Tage gingen sie aufs neue mit einem englischen Kolonialregiment und acht indischen Regimentern, mit etwa 9000 Mann gegen 900, zum Angriff vor. In einem furchtbaren Bajonettkampf wurde das ganze englische Landungskorps wieder in die Schiffe gejagt. Erst Anfang Januar 1915 versuchten die Engländer auf der Landseite einen größeren Vorstoß, wurden aber im Gefecht von Jassini aufs neue geschlagen, — neun deutsche Kompagnien zersprengten eine ganze englische Brigade.

Bis Ende 1915 unterließen dann die Engländer weitere größere Vorstöße, erst im März 1916 hatten sie acht Brigaden Buren antransportiert, die in schwerer Schlacht am Reataberge nicht durchkamen, bis es ihnen endlich mit Uebermacht gelang, die deutsche Stellung zu umgehen. Der Burengeneral Smuts drängte nun durch immer neue Umfassungsmärsche die Deutschen zurück, zur gleichen Zeit mußte Tabora gegen zehnfache belgische Uebermacht aufgegeben werden, so daß gegen Ende 1916 die deutschen Truppen in den Süden der Kolonie zurückgedrängt waren. Auch die Portugiesen griffen jetzt ein, bekamen aber bei Nowuma eine derartig vernichtende Niederlage, daß sie sich nicht mehr blicken ließen. Die englischen Vorstöße gegen die sich wie die

Löwen schlagenden deutschen Truppen erlahmten langsam, ja, wochenlang beschäftigte sich die britische Heerführung mit nichts anderem als der Abwehr des Leutnants Naumann, der mit weniger als 100 Mann durch ihre Truppen durchgebrochen war und feierte die Waffenstreckung dieses Leutnants mit drei deutschen Unteroffizieren und 35 ausgehungerten Askaris als einen großen Sieg. Gewehr- und Patronenmangel bedrückte die deutschen Truppen immer stärker, trotzdem schlugen sie einen neuen großen englischen Angriff am 18. Oktober 1917 bei Masiwa prachtvoll ab. Schon war aber ihre Lage praktisch so, daß sie als umklammert gelten konnten, da entschloß sich Lettow-Vorbeck, mit etwa 300 Deutschen, 1600 Askaris und 3000 Trägern nach Portugiesisch-Ostafrika auszubrechen. Diese wundervolle Truppe, das großartigste, was Afrika je an Soldaten gesehen hat, stürmte fast ohne Patronen das portugiesische Grenzfort Ngomano, nahm 700 Portugiesen gefangen und marschierte jetzt quer durch die riesige portugiesische Kolonie, Gewehre, Stationen, Maschinengewehre erbeutend. Auf der „Jagd nach Lettow" drängten die Engländer zwar nach, aber bis tief in den Süden von Portugiesisch-Ostafrika trug Lettow seine siegreichen Waffen, und dann kehrte er kurz entschlossen nach Deutsch-Ostafrika zurück. Aus den Eingeborenenstämmen strömten ihm die jungen Männer zu, der Ruf seines abenteuerlichen Kriegsheeres wuchs ins Sagenhafte. Mit dieser Verstärkung brach er aufs neue nach Portugiesisch-Ostafrika ein, seine Absicht war, quer durch den schwarzen Erdteil auch nach dem portugiesischen Westafrika, Angola, zu marschieren, da kam am 13. November 1918 die Nachricht vom Zusammenbruch Deutschlands in der Heimat, und die deutsche Truppe mußte bei Abercorn die Waffen strecken. **Niemals hat Afrika ein solches Heldentum gesehen, wie den Kampf der Deutschen und ihrer Askaris durch viereinhalb Jahre in dieser Kolonie, zugleich ein Beweis dafür, welche soldatischen Kräfte bei guter und verständnisvoller Führung in einem Teil der afrikanischen Völker vorhanden sind.**

Der Fehlschlag der Mandatsverwaltung

„Das Deutsche Reich unfähig Kolonien zu verwalten."

Bei der Entscheidung über den deutschen Kolonialbesitz wurde ganz ähnlich wie bei zahlreichen anderen Entscheidungen im Versailler Diktat von den Siegermächten jeder Gedanke einer europäischen Gemeinsamkeit verleugnet. Zu den 14 Punkten des amerikanischen Präsidenten Wilson, auf Grund derer das Deutsche Reich Waffenstillstand schloß, gehört auch Punkt 5, der

forderte: Eine freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche. Bei der Neuregelung der Souveränitätsfrage „sollten die Interessen der betroffenen Bevölkerung ein ebenso solches Gesicht haben, wie die berechtigten Forderungen der Regierung, deren Rechtsanspruch bestimmt werden soll." Auch Oberst House, Wilsons Delegierter, erklärte in seinem Lyoner Funkspruch vom 19. Oktober 1918, es handle sich um die Abwägung von drei Interessengruppen. England und Japan, „die beiden hauptsächlichsten Erben des deutschen Kolonialreiches", seien „berechtigt", der Rückgabe der Kolonien an Deutschland zu widersprechen, „weil es sie als Unterseebootshäfen verwenden wird, weil es die Eingeborenen bewaffnen wird, weil es sie zum Ausgangspunkt von Intrigen gebraucht und die Eingeborenen bedrückt." Diese Behauptung war schon damals falsch — heute wird sie ernsthaft von niemand mehr aufrechterhalten. House stellte dem auch gegenüber die „berechtigten" Ansprüche Deutschlands, nämlich, „daß es Zugang zu den Tropen mit ihren Rohstoffen braucht, daß es ein Gebiet für seinen Bevölkerungsüberschuß notwendig hat, daß nach den vorgeschlagenen Friedensbedingungen die Eroberung keinen Rechtsanspruch der Gegner begründe." Als drittes Interesse führte er dann das Interesse der Bevölkerung an: „daß sie nicht zum Heeresdienst herangezogen wird, daß die Erschließung nach den Grundsätzen der offenen Tür erfolgt und unter genauester Regelung der Arbeitsbedingungen, des Gewinnes und der Steuern, daß die gesundheitlichen Maßnahmen beibehalten, ständige Verbesserungen am Wegenetz usw. gemacht werden, daß Einrichtungen und Gewohnheiten der Eingeborenen geachtet werden, daß die Schutzmacht stark und erfahren genug ist, Korruption und Intrigen zu verhindern, daß sie genügend Geld und erfahrene Verwaltungsbeamte hat, um erfolgreich zu kolonisieren."

Von einer Anwendung dieser Grundsätze etwa auf das französische Kolonialreich sah der menschenfreundliche Oberst ab...

Nun kam er auf die Schlußfolgerung, daß „eine Kolonialmacht nicht als Eigentümerin handelt, sondern als Treuhänder der Eingeborenen und des Völkerbundes, daß die Gesichtspunkte, nach denen die Kolonialverwaltung betrieben wird, eine internationale Angelegenheit sind und daher berechtigterweise Gegenstand internationaler Untersuchung sein könnten und daß die Friedenskonferenz Vorschriften über Kolonialpolitik aufstellen kann, die für die Kolonialmächte bindend sind."

Damit war eine völlige Abtretung der deutschen Kolonien noch nicht direkt ausgesprochen. Es waren noch die unbestreitbaren Rechte Deutschlands auf Anteil an den kolonialen Rohstoffen sogar ausdrücklich anerkannt, im wesentlichen aber doch bereits der Gedanke der Mandatsverwaltung durch den Völkerbund in den Vordergrund gestellt. Der verbindliche Ton dieser Rede,

die gewisse deutsche Ansprüche auch anerkannte, diente wie die ganze Wilson'sche Politik der zielbewußten Täuschung des deutschen Volkes. Noch ehe der Völkerbund überhaupt gegründet war, hatte der Oberste Rat der alliierten Mächte auch die Verteilung der deutschen Kolonien beschlossen. Begründet wurde die Fortnahme der Kolonien mit der völlig verlogenen Behauptung, daß

Deutschland auf kolonisatorischem Gebiet versagt habe und man schon im Interesse der Eingeborenen eine Rückgabe der Kolonien an Deutschland nicht zulassen könne.

Und vor allem Südwestafrika war von der Regierung der Südafrikanischen Union zum Objekt einer Sammlung von Greuelberichten über die deutsche Verwaltung gemacht worden. Der „Bericht über die Eingeborenen von Südwestafrika und ihre Behandlung durch Deutschland," das sogenannte „Blaubuch," brachte eine Fülle von teils erkauften, teils erschwindelten Berichten über Grausamkeiten an den Eingeborenen, die so zynisch verlogen waren, daß die Südafrikanische Zeitung „De Burger" 1924 schrieb: „Wir wissen heute, daß diese Beschuldigungen unwahr sind. Die deutschen Kolonien wurden bestimmt nicht schlechter verwaltet als der Kolonialbesitz irgendeines Verbündeten. Wir müssen sogar anerkennen, daß gewisse deutsche Kolonien heute schlechter verwaltet und entwickelt werden als früher von den Deutschen. Da also bewiesen ist, daß Deutschland seine Kolonien nicht schlecht verwaltet hat, fallen auch die Gründe weg, aus denen Deutschland seiner Kolonien beraubt wurde. Also hat Deutschland einen Anspruch auf ein Mandat. Es müßte amtlich durch den Völkerbund untersucht und festgestellt werden, daß die deutschen Kolonien wirklich nicht schlechter als andere Kolonien verwaltet sind."

Das Schicksal des Lügenblaubuches war ein klägliches — und es gereicht der südafrikanischen Regierung zur Ehre, daß sie selber mitgewirkt hat, dieses schmutzige Dokument zu beseitigen. Am 10. November 1924 erklärte General Hertzog, der Premierminister der Südafrikanischen Union, in einer Rede in Gobabis, er zweifle, daß es irgend jemand gäbe, der an den Inhalt des Blaubuches glaube. Der Landesrat von Südwestafrika wandte sich an ihn mit der Bitte, daß das Blaubuch auch in England amtlich zurückgezogen werde. General Hertzog antwortete darauf: „Die Unzuverlässigkeit und Unwürdigkeit dieser Urkunde genügt, sie zu dem schimpflichen Begräbnis aller ähnlichen Schriften der Kriegshetze zu verdammen." Am 29. Juli 1926 beschloß der Landesrat von Südwestafrika einstimmig mit seinen deutschen, burischen und englischen Mitgliedern den Widerruf des Lügenbuches.

In Versailles aber war gerade dieses Buch zur Grundlage gemacht worden, um dem Deutschen Reich seine Kolonien wegzureißen. Die Lüge diente dazu, um „den Raub von Naboths

Weinberg" moraliſch vor der Welt zu begründen. Es iſt als Deutſcher furchtbar ſchwer, dieſe Dinge darzuſtellen, ohne nicht immer wieder von tiefer Erbitterung ergriffen zu ſein, — die Verſailler Wunde ſitzt tiefer im deutſchen Volke gerade durch das Gift der Lüge, mit dem ſie geätzt wurde, als daß man ſie durch einige nachträgliche Anerkennungen und Ehrenerklärungen einfach zum Verheilen und Schließen bringen könnte.

Dieſes Lügenbuch ermöglichte es, im Artikel 118 und 119 des Verſailler Diktats dem Deutſchen Reich ſeine Kolonien abzunehmen und dieſe Wegnahme vor der Welt zu rechtfertigen. Artikel 118 des Verſailler Diktates lautet: „Außerhalb ſeiner europäiſchen Grenzen ... verzichtet Deutſchland auf alle Rechte, Anſprüche und Vorrechte ..." Artikel 119 lautet: „Deutſchland verzichtet zugunſten der alliierten und aſſoziierten Hauptmächte auf alle ſeine Rechte und Anſprüche in Bezug auf ſeine überſeeiſchen Beſitzungen."

Nun war man glücklich wieder ſo weit, den Deutſchen ihr bißchen Raum und Ausdehnungsmöglichkeit weggeriſſen zu haben!

Die Stimmen der Kritik gegenüber dieſem Verfahren wurden von den Regierungen der Siegermächte nicht gehört. Sie verdienen aber erwähnt zu werden. Der Oxforder Profeſſor William Harbutt Dawſon kennzeichnete dieſes Verfahren mit den Worten: „Was mich anbetrifft, der ich ängſtlich um die Wahrung unſeres guten engliſchen Namens beſorgt bin, ſo werde ich niemals aufhören, dieſe Gebietsmehrungen als in ſchäbiger und unehrlicher Weiſe zuſtande gekommen und ihre Beſitzergreifung als die niedrigſte Tat zu bezeichnen, die jemals im Namen der engliſchen Krone, der Regierung und des Volkes geſchah!"

Und nun gingen die deutſchen Kolonien ihren Weg als Mandate des Völkerbundes. Artikel 22 der Völkerbundsſatzung lautet: „Auf die Kolonien und Gebiete, die infolge des Krieges aufgehört haben, unter der Souveränität der Staaten zu ſtehen, die ſie vorher beherrſchten, und die von ſolchen Völkern bewohnt ſind, die noch nicht imſtande ſind, ſich unter den beſonders ſchwierigen Verhältniſſen der heutigen Welt ſelbſt zu leiten, finden die nachfolgenden Grundſätze Anwendung: „Das Wohlergehen und die Entwicklung dieſer Völker bilden eine heilige Aufgabe der Ziviliſation, und es iſt geboten, in die gegenwärtige Satzung Bürgſchaften für die Erfüllung dieſer Aufgabe aufzunehmen.

Der beſte Weg, dieſen Grundſatz durch die Tat zu verwirklichen, iſt die Uebertragung der Vormundſchaft über dieſe Völker an die fortgeſchrittenen Nationen, die auf Grund ihrer Hilfsmittel, ihrer Erfahrung, oder ihrer geographiſchen Lage am beſten imſtande ſind, eine ſolche Verantwortung auf ſich zu nehmen; ſie hätten die Vormundſchaft als Mandatare des Bundes und in ſeinem Namen zu führen.

Die Art des Mandates muß nach der Entwicklungsstufe des Volkes, nach der geographischen Lage des Gebietes, nach seinen wirtschaftlichen Verhältnissen und allen sonstigen Umständen dieser Art verschieden sein."

Dieser Phraseologie entsprach schon die Verteilung der Mandate nicht. Die Uebergabe an die einzelnen Siegermächte erfolgte gar nicht unter Berücksichtigung der Interessen der Einwohner und Eingeborenen, sondern mit Recht sagte der amerikanische Staatssekretär Robert Lansing:*) „Wenn die Vertreter dieses Systems beabsichtigten, durch ihre Verfahrensart den Schein der Wegnahme feindlichen Gebietes als Kriegsbeute zu vermeiden, so war es nur ein Schlich, der niemand täuschte." Lansing wiederum sagte: „Es schien vom ersten Augenblick an klar, daß die Mächte, die nach der alten Praxis die Souveränität über gewisse eroberte Gebiete bekommen hätten, nunmehr die Mandate über diese Gebiete erhielten." Um Wilson's Prinzipien kümmerte sich kein Mensch mehr: „Die alliierten und assoziierten Mächte ließen dem Präsidenten seine Prinzipien und den Völkerbund, nachdem sie die Kolonien, die sie haben wollten, annektiert hatten." Und wiederum sagt Lansing: „Im heutigen Verfahren wirkte sich die herausgestellte Selbstlosigkeit des Mandatssystems zugunsten der selbstsüchtigen und materiellen Interessen der Mächte aus, die die Mandate bekamen." Sogar das ist noch etwas übertrieben. Nach der uralten Wahrheit, daß unrecht Gut nicht gedeiht, haben selbst die selbstsüchtigen und materiellen Interessen der Eroberermächte ihre Rechnung bei dem Erwerb der deutschen Kolonien vielfach nicht gefunden. Richtig glücklich ist keine Macht mit ihrem Anteile geworden. Sie glichen zum großen Teil vollgesättigten Vögeln, die aus lauter Neid noch mehr in sich hineinschlangen, als sie überhaupt verdauen konnten.

Betrachten wir nunmehr das Schicksal der einzelnen Kolonien unter Mandatsverwaltung und untersuchen wir nüchtern, ob die Eingeborenen und die Mandatsmächte selber irgendeinen wesentlichen Vorteil gehabt haben, ob ihre Verwaltung wirklich soviel besser war, als die deutsche, um die Fortnahme dieser Gebiete zu rechtfertigen.

Samoa „Die Perle der Südsee" — Ein Beispiel deutscher kolonialer Tatkraft!

Schon als das Deutsche Reich einst — und es empfiehlt sich, bei diesem sehr entfernten Besitz zu beginnen — den deutschen Anteil von Samoa erwarb, hatte die Regierung des Dominiums, Neuseeland — vor allem der deutschbürtige Minister Vogel — gegen diesen Erwerb intrigiert. Durch den Weltkrieg bekamen nun die Neuseeländer Samoa in die Hand.

*) The Paece Negotiations, London 1921

Das Buch des Engländers Felix M. Keesing*) faßt die Ergebnisse der deutschen Herrschaft mit folgenden Worten zusammen: „Die deutschen Behörden sind berechtigt, Anerkennung zu fordern, für die Art, in der sie ihr Verwaltungssystem der Sitte der Samoaner anpaßten und sich bemühten, Geist und Gesichtspunkt der Eingeborenen zu verstehen... Faßt man das deutsche Experiment zusammen, so sieht man, daß der Versuch der Behörden, die alten politischen und zeremoniellen Einrichtungen von Samoa zu beherrschen, gesund zu machen und notfalls zu ersetzen, in bemerkenswertem Maße gelang, und große Weisheit in den 14 Jahren ihrer Herrschaft zeigte. Die Deutschen übergaben 1914 den Besatzungstruppen von Neuseeland ein ausgezeichnet funktionierendes System der Eingeborenen-Verwaltung."

Und was wurde daraus? — Als am 29. August 1914 die Neuseeländer Samoa besetzten, fanden sie zwar keinerlei Widerstand. Darauf war die deutsche Verwaltung nicht eingerichtet gewesen. Das scharfe Kriegsregiment aber, das sie führten, veranlaßte schon 1915 die in Samoa ansässigen nichtdeutschen Europäer, sich nach London zu wenden und um die Ersetzung der neuseeländischen Verwaltung durch eine andere zu bitten. Es soll nichts darüber gesagt werden, daß das Schiff, welches die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes 1918 nach Samoa brachte, eine furchtbare Epidemie einschleppte, durch die die Bevölkerung von 37 000 Menschen auf 32 000 Menschen herunterſank. Aber es war sicher ein böses Omen für das, was kommen sollte.

Die Vertreibung der deutschen Ansiedler schwächte die Wirtschaft. Als das Völkerbundsmandat über Samoa dem Dominium Neuseeland 1920 übertragen wurde, erwies es sich rasch, daß dieses Staatswesen überhaupt keine Beamten hatte, die mit der Sprache der Eingeborenen Samoas vertraut waren. Wohl besitzt Neuseeland die Cook-Inseln und einige kleinere Inselgruppen in der Südsee und zählt etwas über 50 000 Maori auf seiner Nordinsel, aber ein geschultes Beamtentum zur Verwaltung von Eingeborenenangelegenheiten besaß es nicht, und während der ganzen Zeit seiner Verwaltung hat es für Samoa auch keines ausgebildet, sondern seine Beamten nach ganz kurzer Amtszeit wechseln lassen.

Keesing bringt in seinem Buch teils komische, teils erschütternde Beispiele für diese unzureichenden Verwaltungsmethoden. Die Liebe, mit der die deutsche Verwaltung die „Perle der Südsee" umhegte, brachte der neue Mandatar nicht in diesem Maße auf. Die englisch sprechende europäische Bevölkerung opponierte, weil sie von oben herab ohne großes Verständnis regiert wurde, und die Samoaner, mit denen die deutsche Verwaltung in einer sehr klugen Mischung von Energie und liebevoller Anteilnahme an ihren Zeremonien immer gut ausgekommen war, fühlten sich in steigendem Maße ver-

*) „Samoa", "Institute of Pacific Relations", London, George Allen and Unwin, 1933

ärgert, 1921 ging die erste Beschwerde der Samoaner an England, die darauf hinwies, daß Deutschland lediglich ein Protektorat über Samoa gehabt habe, das man nicht ohne weiteres als Mandat, ohne die Bevölkerung zu befragen, an einen anderen Staat geben konnte. Alle Beschwerden blieben erfolglos.

Da begannen die Samoaner selber, sich zu rühren. Es entstand die „Mau-Bewegung." Man muß sich darüber klar sein, daß es sich hier um eine durchaus fortgeschrittene Bevölkerung handelt, von der ein sehr großer Teil lesen und schreiben kann, die Zeitschriften in ihrer eigenen Sprache besitzt und nicht einfach unter die „Wilden" zu rechnen ist. Die „Mau-Bewegung" baute sich eine ganz eigene Selbstverwaltung auf, leistete der neuseeländischen Verwaltung passiven Widerstand, gehorchte nur nach den Anweisungen ihrer selbst gewählten Ehrenbeamten, zahlte keine Steuern mehr und unternahm unter dem Schlagwort „Samoa für die Samoaner!" große Kundgebungen. Dabei kam es am 28. Dezember 1929 zu einem Zusammenstoß eines solchen Demonstrationszuges mit der Polizei, wobei der Oberhäuptling Tamasese, der zum Frieden mahnte, erschossen wurde. Die Männer flohen daraufhin in die Berge, das Büro der „Mau-Bewegung" wurde aufgelöst und es kam zu bewaffneten Kämpfen.

Ein Ausgleich trat zwar ein, aber schon nach kurzer Zeit flackerte die „Mau-Bewegung", diesmal friedlich und getragen von großen Sportverbänden der Eingeborenen, wieder auf. Frauenkundgebungen zogen durch die Straßen von Apia, und als der Wortführer der Unzufriedenheit auf Samoa, ein gewisser Nelson, 1933 aus der Verbannung wiederkehrte, wohin ihn die neuseeländische Regierung geschickt hatte, begann der Tanz aufs neue.

1936 scheint es wieder einmal, als ob ein neugeschlossener Ausgleich Ruhe bringt, aber auch diese Ruhe ist nur eine Einleitung zur Fortsetzung des Ringens der drei Parteien auf den Inseln: der neuseeländischen Regierung, die regiert, ohne daß eigentlich Neuseeland selber oder Samoa wirklich aufeinander angewiesen wären, die einfach „herrscht, um zu herrschen," der nichtbeamteten weißen Bevölkerung, die nach dem altenglischen Grundsatz „Keine Besteuerung ohne Mitbestimmung des Volkes" sich gegen ihre bürokratischen Methoden wehrt, und der inzwischen auf über 40 000 Menschen angewachsenen eingeborenen Samoaner, die sich „zutreffend oder irrig" (Keesing) für berechtigt halten, entweder ihre Insel ganz selbständig, oder doch mit einer weitgehenden Selbstverwaltung der Dörfer und Landschaften zu regieren.

Es ist kein Zweifel, daß sich auch die deutsche Verwaltung, wenn sie Samoa nicht verloren hätte, einmal mit den Selbständigkeitsbestrebungen der Eingeborenen, und zwar recht modernen Selbständigkeitsbestrebungen, hätte auseinandersetzen müssen. In ihrer schonenden Behandlung der dörflichen Selbstverwaltung, in ihrer klugen Verbindung zu den einheimischen polynesischen

großen Adels- und Häuptlingsfamilien aber hatte sie alle Voraussetzungen geschaffen, die ihr ein Eingehen auch auf erweiterte Selbstverwaltungswünsche der kulturell aufsteigenden Bevölkerung ermöglichten. Diese Entwicklung ist unterbrochen worden. Die neuseeländische Verwaltung hat durch Unkenntnis — und vielfach auch durch unangebrachte Härte — eine Eingeborenen-Massenbewegung hochkommen lassen, die jene alten, zwischen die europäische Verwaltung und die Massen der Eingeborenen geschickt aufgerichteten Schranken der alten Häuptlingsgeschlechter überspült hat, und heute in dauernden Zusammenstößen mit der neuseeländischen Verwaltung notwendigerweise sich radikalisiert.

Auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik hat sich in Samoa die Zunahme der eingeborenen polynesischen Bevölkerung, wie sie z. Zt. der deutschen Herrschaft bestand, fortgesetzt. 1913/14 saßen dort 33 500 Polynesier — 1934 waren es 49 501.

Die Zahl der Europäer dagegen hat sich unter der neuseeländischen Herrschaft kaum gehoben. 1913 saßen 500 Europäer in Samoa, 1934 waren es 592.

Nur die Zahl der Mischlinge hat sich verdreifacht. Von 990 auf 2396. Es mag offen bleiben, ob man dies als kolonisatorischen Erfolg ansehen will.

Wirtschaftlich ist das Land, das innerhalb des britischen Empires mit lauter Konkurrenten zusammengespannt ist, während es im Rahmen des Deutschen Reiches ein Hauptlieferant für Kopra war, von der Weltwirtschaftskrise besonders hart betroffen worden. Seine Einfuhr betrug 1929 288 849 L., und ist bis 1934 auf 92 784 L. herabgesunken. Die Ausfuhr betrug 1929 293 938 L. und ist bis 1934 auf 128 117 L. herabgesunken.

Die „deutschen Kolonien" in der Südsee — unter deutscher Hoheit — wichtige Rohstoffspender!

Wie Samoa an Neuseeland kam, nachdem Neuseeland schon gegen die Erwerbung Samoas durch das Deutsche Reich einst Schwierigkeiten gemacht hatte, und, wie wir sahen, trotzdem nicht in der Lage war, den Mandatsbesitz Samoa wirklich zu heben, so kam Kaiser-Wilhelms-Land mit den dazu gehörigen Inseln des Bismarck-Archipels und den deutschen Salomonen, den Inseln Buka und Bougainville, an den Australischen Bund, nachdem dieser schon im 19. Jahrhundert den südöstlichen Teil von Neu-Guinea, das Territorium Papua, nur deswegen erworben hatte, um eine deutsche Nachbarschaft mit dem völlig unterbesiedelten Nordaustralien zu vermeiden.

Schon das eigene Territorium Papua, den australischen Teil von Neu-Guinea, hatte Australien nie wirklich voll entwickeln können. Fehlen ihm schon für das eigene Nordaustralien Menschen, so erst recht für diese vorgeschobene Kolonie, wo es auch heute erst etwa 1100 Weiße auf 275 000 Eingeborene gibt, die gar nicht in der Lage sind, die Verwaltungskosten zu tragen, so daß der Australische Bund für sein Land Papua jährlich ziemlich hohe Zuschüsse zahlen muß.

Als die Australier unser deutsches Neu-Guinea übernahmen, tauften sie zuerst einmal — auch schon ein Verstoß gegen den Mandatsgedanken! — die Inseln um. Aus Neupommern wurde „Neu-Britannien", aus Neu-Mecklenburg „Neu-Irland", das Wort „Kaiser-Wilhelms-Land" verschwand gänzlich aus dem amtlichen Sprachgebrauch. Die australische Verwaltung rühmt sich einer starken Zunahme der Bevölkerung, — in der Tat aber besteht diese Zunahme angesichts der geringen Erschließung, ja, Unerforschtheit großer Teile des Landes mehr darin, daß eine immer größere Zahl von Eingeborenen statistisch erfaßt wird. Die Eingeborenen sind also nicht mehr geworden, sondern man hat immer nur mehr Eingeborene gezählt. Für 1935 gab die australische Verwaltung die Gesamtzahl der Eingeborenen dieses Gebietes mit 446 693 an, eine Zahl, die reichlich fiktiv sein dürfte. Als weiße Bevölkerung wurden für 1934 angegeben 3963, darunter 404 Deutsche; daneben steht eine Bevölkerung von 1469 Ostasiaten und einige Mischlinge. Im wesentlichen sind nur die früheren deutschen Verwaltungsbeamten und Offiziere durch Australier ersetzt worden; eine irgendwie nennenswerte Einwanderung australischer Farmer hat kaum stattgefunden. Die Zahlen würden noch geringer sein, wenn nicht auf Neu-Guinea Gold gefunden worden wäre. Damit hat sich die ganze Ausfuhr des Gebietes völlig umgestellt, 1934/35 wurden für 1,897 Millionen Pfund Sterling Rohgold aus Neu-Guinea über Australien ausgeführt, zwei große Goldgesellschaften arbeiten in diesem Gebiete. Was könnte Deutschland mit diesem Gold machen, wenn ihm sein alter Besitz geblieben wäre! Australien dagegen hat seine eigenen Goldfelder in Westaustralien.

Neben dem Golde führt Neu-Guinea und das dazugehörige Inselgebiet aus: Kopra, Kokosnüsse, Kakao, Kaffee, Trepang, Trochusschalen, — es könnte auf diesem Gebiete noch sehr viel mehr liefern, wenn ein Land an seiner Erschließung wirklich interessiert wäre. Das aber ist Australien nicht, das zum großen Teil an diesen Produkten keinen oder nur geringen Bedarf hat. So ergibt sich das sonderbare Bild, daß der Goldbergbau und seine Erträgnisse weit die Pflanzungserträge übersteigen.

Bei der Einfuhr erscheinen die Gebiete des britischen Empires bevorzugt, die deutsche Einfuhr stand 1930/31 noch an dritter Stelle, fiel dann ganz zurück, und

hat sich erst in den letzten Jahren wieder etwas erholt; als Abnehmer von Produkten Neu-Guineas steht Deutschland immer noch neben Australien (Gold), Frankreich und dem Empire an vorderster Stelle. Verwaltungsmäßig macht das Mandat Australien gewisse Sorge, — es ist soweit abgelegen, und das Zusammenströmen der Goldgräber inmitten einer sonst weitgehend unerschlossenen Landschaft so schwierig, daß die Kosten unverhältnismäßig hoch sind.

So tauchte 1934 in Australien der Gedanke auf, das Mandat über den deutschen Besitz und das eigene Territorium Papua zu verschmelzen, ein Gedanke, der von der australischen Bundesregierung aber fallen gelassen wurde, mit Rücksicht auf den Mandatscharakter des Landes und weil man davor zurückschreckte „das zurückgebliebene Papua aus den dank der Hochkonjunktur im Goldbergbau wachsenden Einnahmen des Mandatsgebiets zu sanieren." So sehr sah man das Mandatsgebiet als dauernden eigenen Erwerb an.

Wirklich nicht im Interesse der Eingeborenen oder ihrer kulturellen Förderung ist die merkwürdige Verwaltung, die man über die 22 Kilometer große Insel Nauru aus dem deutschen Südseebesitz geschaffen hat. Hier geht das Mandat alle 5 Jahre um, und zwar hat je ein Jahrfünft Groß-Britannien, ein Jahrfünft Neuseeland und ein Jahrfünft der Australische Staatenbund das Mandat über die Insel. Die Insel ist wichtig als Phosphatlager. Sie lieferte 1933: 364 000 Tonnen Phosphat, 1934: 419 000 Tonnen Phosphat. Auf Grund eines zwischen Groß-Britannien, Neuseeland und Australien bestehenden Staatsvertrages bekommen Groß-Britannien 42 Prozent der Phosphatverschiffungen, Australien 42 Prozent und Neuseeland 16 Prozent. Erst dasjenige Phosphat, das nach Deckung des Bedarfes der drei Länder übrig bleibt, die hinsichtlich des Preises bevorzugt sind, wird frei verkauft.

Das Nauru-Phosphat ist besonders gut und besitzt einen Reingehalt von 85 bis 88 Prozent. Die Lagerstätten werden auf rund 75 Millionen Tonnen geschätzt, eine Menge, die unter Zugrundelegung des Einfuhrbedarfes von 1935 (da Deutschland 740 987 Tonnen Phosphat einführte!) den deutschen Bedarf an Rohphosphaten auf 100 Jahre sicherstellen würde, wahrscheinlich aber noch auf einen weit längeren Zeitraum, da der Reingehalt der Naurophosphate bei weitem den durchschnittlichen Reingehalt der aus den Vereinigten Staaten, der Sowjet-Union und Afrika bezogenen Phosphate übersteigt. Infolgedessen würde die deutsche Einfuhr, wenn sie auf Nauru-Phosphate umgestellt werden könnte, weit unter dem heutigen Stand liegen. *)

Auch hier ist es wieder der Fall von „Naboths Weinberg" — Nauru liefert etwa ein Zehntel der Weltphosphat-Produktion — dem britischen

*) „Ostasiatische Rundschau" vom 16. August 1936, Seite 426

Empire stehen große eigene Phosphatlager zur Verfügung, aus denen es seinen Bedarf unschwer decken könnte. Für die deutsche Landwirtschaft aber wäre der Besitz eines solchen Phosphatlagers von großem Werte, während er für das Empire durchaus entbehrlich ist. — Trotzdem wurde es den Deutschen weggenommen.

Eine Sonderstellung nehmen in vieler Hinsicht die unter japanisches Mandat geratenen Karolinen, Marschall-Inseln und Marianen ein. Diese waren auch zur deutschen Zeit wenig erschlossen, die Zahl der Europäer war außerordentlich gering. Japan hat unter seinem drängenden Uebervölkerungsdruck diese südlich warmen Inseln rasch mit eigenen Menschen aufgefüllt. 1934 saßen neben 50 336 Eingeborenen bereits 40 215 Japaner hier, es hat den Zuckerrohrbau eingeführt und die Phosphatgruben der alten „Deutschen Südsee-Phosphat A.G." auf der Insel Angaur (Phosphatausfuhr 1934 = 70 637 Tonnen) weiterbetrieben.

Hier hat jedenfalls eine wirtschaftliche Hebung und Erschließung des Landes stattgefunden, könnte der japanische Mandatsinhaber jedenfalls für sich in Anspruch nehmen, daß er selber unter Bevölkerungsdruck leidet und in den Inseln geopolitisch wichtige Schutzstellungen seines eigenen Mutterlandes sieht.

Nur rechtlich ist diese Frage von Bedeutung. Der Völkerbund hat es sich widerspruchslos gefallen lassen, daß Japan bei seinem Austritt aus dem Bunde mit der Begründung, es sei eine Kriegseroberung, das Mandat einfach nicht zurückgab. Der Völkerbund hat davon abgesehen, seine Rechte als Treuhänder überhaupt zu wahren, — das ist mindestens ein Grund, ihn für ungeeignet zu halten, solche Treuhänderstellung auch in anderen Gebieten auszuüben.

Faßt man so das Schicksal des deutschen Südseebesitzes unter Mandatsverwaltung zusammen, so darf man folgendermaßen formulieren:

Das Mandat über Samoa stellt in jeder Hinsicht einen glatten Mißerfolg der Neuseeländischen Verwaltung dar.

Bei dem Mandat über Kaiser-Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel nebst den deutschen Salomonen hat der reine Glückszufall der großen Golderfunde zu einer gewissen Belebung der Wirtschaft und der Ausfuhr geführt, die sonst kaum einen Schritt weiter gediehen wäre als vor dem Weltkriege. Bei beiden Gebieten ist mit Händen zu greifen, daß die deutsche Verwaltung in weitestem Umfange das Land stärker gefördert hätte als die Mandatsmächte es getan haben und tun konnten. Das Mandat über Nauru ist ein rein kapitalistisches Neidmandat; das Empire hat sich die Bezüge aus diesem Gebiete auch noch gesichert, obwohl es auf sie nicht angewiesen ist und den Deutschen die Phosphate entzogen, die für diese nur mit unberechtigten Unkosten ersetzt werden können. Lediglich das japanische Mandat kann gewisse moralische Gründe für sich geltend machen. Der japanische Man-

datsherr hat wirklich auf den Inseln entschlossen gearbeitet — ob allerdings mit großer Rücksicht auf die Lebensinteressen der Eingeborenen mag dahingestellt bleiben.

Und Deutsch-Ostafrika?

Auch heute noch sind Deutsche maßgeblich am Wirtschaftsaufbau beteiligt.

Von dem deutschen Besitz in Afrika ist der größte und wertvollste Besitz Deutsch-Ostafrika geteilt worden. Der äußerste Nordwesten, das volkreiche und von der deutschen Verwaltung immer besonders geschonte Gebiet von Ruanda-Urundi wurde abgetrent und Belgien übergeben.

Der größere Teil mit 941 500 Quadratkilometer wurde zum englischen Mandat Tanganjika. Hier hat sich nun folgendes gezeigt:

Da auch die Auswanderung der Engländer zu Ende ist, so verschoben sich lediglich die Zahlenverhältnisse zwischen Engländern und Deutschen im Lande dadurch, daß englische Offiziere und Beamte an die Stelle der deutschen traten. 1913 saßen in Tanganjika 4107 Deutsche, davon ungefähr die Hälfte Farmer und ihre Angehörigen — daneben außer kleinen sonstigen Gruppen von Europäern 411 Engländer, hauptsächlich Buren.

1929 saßen in Tanganjika 1333 Deutsche und 3067 Engländer, 1935 war die Zahl der Deutschen wieder auf 2665 angewachsen, die Zahl der Engländer konstant geblieben. Es ist dem Engländertum nicht gelungen, auch nur irgendwie in nennenswertem Umfange die Bevölkerung Tanganjikas mit fest ansässigem britischem Farmertum auszufüllen. Das ist verständlich, denn die sehr tüchtige britische Verwaltung des benachbarten Süd- und Nord-Rhodesien ruft immer wieder nach britischen Farmern, denen die günstigsten Bedingungen angeboten werden — und bekommt zum großen Teil keine, weil die Auswanderung aus dem Vereinigten Königreich praktisch zu Ende ist.

So sind es wesentlich Deutsche, die die europäische Wirtschaft in Tanganjika tragen. Das ist umso anerkennenswerter, als die Deutschen auf Grund des Versailler Vertrages vertrieben, ihre Besitzungen liquidiert wurden, und sie erst im Juni 1925 wieder Einreiseerlaubnis, im November 1925 Landerwerbserlaubnis erhielten. Ohne diese Wiedereinwanderung der Deutschen wäre heute von einer nennenswerten europäischen Siedelung in Ostafrika weitgehend überhaupt keine Rede.

Die einzige wirklich grundlegende Bevölkerungsumschichtung, die der englischen Verwaltung „geglückt" ist, ist die Einwanderung der Inder. Die Zahl der Inder betrug 1928 9411, wozu noch 798 Inder aus dem portugiesischen

Goa hinzutraten; die Zahl der Araber wurde 1929 mit 4041 angegeben; 1932 betrug die Zahl der Asiaten schon 32 700 Menschen, wobei das Indertum zunimmt, das Arabertum stagniert. Die britische Flagge hat das Land nicht für Engländer, sondern für Hindus geöffnet, das einheimische Arabertum, das bis dahin den Handel mit den Eingeborenen weitgehend in der Hand hatte, wird von den Hindu verdrängt, und diese machen auch den Europäern das Leben schwer. Der Zweck des Mandats war diese Umschichtung jedenfalls nicht.

Die Zahl der Eingeborenen hat sich langsam mit einer gewissen Stetigkeit vermehrt. Sie betrug 1921: 4 106 000, 1935: 5 138 000 (nach amtlicher Schätzung). Bei der Ausfuhr und Einfuhr des Landes stehen die Faserstoffe als Ausfuhrgut weit im Vordergrunde, während der Kaffee als Ausfuhrgut langsam zurückgeht, so daß 1935 angeregt wurde, den Kaffeebau völlig zu reorganisieren. Das Land produziert außerdem Tee, Kakao und Tabak, hat eine hochentwickelte Rindviehzucht und einen Forstbestand, der etwa ein Drittel des Landes umfaßt. Die eigentliche fachmännische Forstbewirtschaftung ist angesichts der Raumverhältnisse des Landes naturgemäß auf kleine Gebiete beschränkt. *) Unter deutscher Verwaltung wäre die forstmännische Bewirtschaftung dieser Gebiete auch heute schon erheblich weiter, — Groß-Britannien fehlen hier auch bei der Größe seines Kolonialreiches bereits die nötigen Fachleute. Der Bergbau von Ostafrika liefert Rohgold, Diamanten, Zinn, Salz, Glimmer und Eisenstein; die Goldausfuhr spielte eine immer stärkere Rolle. Obwohl die Produkte Ostafrikas für das Deutsche Reich von großem Wert sind, steht Deutschland (mit 7,3 Prozent der Ausfuhr des Mandatsgebietes im Jahre 1935) als Abnehmer weit zurück, nicht, weil es die Kolonialprodukte nicht nötig hätte, sondern weil es diese in fremder Währung kaufen mußte, und keine Devisen dafür hatte. Ostafrika ist das Musterbeispiel gegen die vielfach aufgestellte Behauptung, daß dem Deutschen Reiche es freistünde, seine benötigten Rohstoffe auf den Märkten der Welt zu kaufen, daß es darum nicht eigene Kolonien zu besitzen brauche. Gerade hier, wo es sich fast nur um den Bezug von wichtigen kolonialen Rohstoffen handelt, vermag das Deutsche Reich sie nicht zu erwerben, weil es durch Devisenschwierigkeiten behindert ist. Könnte es die Waren mit deutscher Münze kaufen, so würde das ganze Bild der Ausfuhr des heutigen Tanganjika-Mandates sich sofort grundsätzlich ändern, der Hunger der deutschen Industrie nach kolonialen Rohstoffen würde hier ungeahnte Absatzmöglichkeiten erschließen.

Auch hier tauchten zeitweilig Gedanken auf, das Mandat Tanganjika mit dem englischen Ostafrikagebiet Kenia zu vereinigen, eine britisch-ostafrikanische

*) „Das koloniale Deutschland", Heft 5, Deutsche Schutzgebiete unter Mandatsherrschaft, von Ludwig Schön. Sonderdruck aus der Berliner Börsenzeitung, Freiheitsverlag, Seite 9.

Großkolonie zu schaffen, eine engere Verbindung zwischen Tanganjika, Kenia, Britisch Uganda, die sogenannte „Closer Union" zu schaffen. Die Verwirklichung dieses Planes — vergleichbar der ähnlichen australischen Anregung im Falle von Kaiser-Wilhelms-Land und Papua — hätte einen krassen Bruch mit den Mandatsgedanken bedeutet. Mit Recht sagte Dr. H. Schnee, der letzte Gouverneur von Deutsch-Ostafrika 1929 im Reichstag: „Die drei in Frage kommenden Kolonien, die zusammengeschlossen werden sollen, sind Gebiete von ganz verschiedenem Charakter. Da ist zunächst die Kenia-Kolonie, die überwiegend europäische Ansiedlerkolonie ist, die zweite Kolonie, das Uganda-Protektorat, hat keine europäischen Ansiedler, sondern seine Wirtschaft beruht auf Eingeborenen-Kulturen. Die dritte Kolonie ist das Mandatsgebiet Tanganjika, in welchem sowohl eingeborene Kulturen wie europäische Plantagen und Farmwirtschaften vorhanden sind." Die europäischen Einwohner von Tanganjika protestierten sogleich gegen diese Vereinigung. Sie hatten um so mehr Grund, als die „Closer-Union-Idee" verkoppelt war mit einer Eingeborenenpolitik, die im britischen Kolonialamt viele Fürsprecher hatte und praktisch geradezu eine Bevorzugung der Eingeborenen über die Europäer darstellte. Ebenso protestierten die Pflanzer von Uganda, ja, selbst die südafrikanische Union lehnte den Gedanken der Schaffung einer britischen Großkolonie in Ostafrika mit ausgesprochen das Negertum bevorzugenden Politik ab. Im Augenblick ist es wieder einmal um den „Closer-Union-Gedanken" still geworden. „Ein Erfolg der britischen Ostafrikabestrebungen würde aber die Grundlagen des ganzen Mandatssystems, das mit Deutschlands eigenen Kolonialaussichten verbunden ist, zerstören und sich auf die übrigen Mandate auswirken, und das bedeutet den endgültigen Verlust unserer sämtlichen Kolonien. *)

Die Bedeutung des deutschen Interesses in Deutsch-Ostafrika wurde jedenfalls insofern anerkannt, daß im Juni 1931, als die Labour-Party noch Regierungspartei in England war, im führenden Blatt dieser Partei ihr Kolonialpolitiker Harkin den Vorschlag machte, die stark mit Deutschen besiedelte Provinz Iringa zu einem unter englischer Oberhoheit stehenden deutschen Freistaat zu machen. Die Idee wurde lange diskutiert, aber dann doch fallen gelassen. Sie hätte in der Tat weder Deutschland geholfen, noch einen wesentlichen Beitrag zur Lösung des Kolonialproblems gebracht. Bemerkenswert war, daß R. C. Harkin dabei offen erklärte, die Deutschen seien genau so fähig zur Verwaltung von Kolonien, wie andere Völker auch.

Harkin verkannte, daß es ja gar nicht darum ging, irgendwo in Afrika Deutschen-Reservate anzulegen, sondern daß es sich im wesentlichen um eine

*) Dr. H. B. Bauer, „Regierung und Kolonialfrage", Erlangen 1935, zitiert bei Kurt Bloom: Tanganjika-Territorium ehem. Deutsch-Ostafrika, und Englische Presse, Junker & Dünnhaupt, 1935, Seite 50.

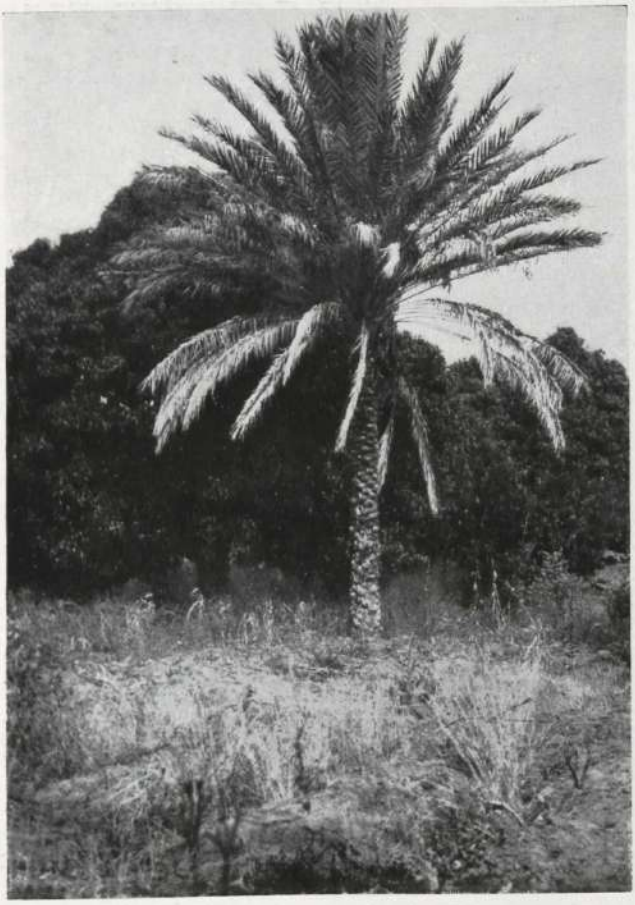
Frage des deutschen Mutterlandes handelte, das industrielle Rohstoffe braucht, und einen moralischen Anspruch auf seinen alten Besitz und vor allem auf die Gebiete hat, die innerhalb dieses alten Besitzes noch heute durch deutsche Arbeit erschlossen werden. Das ist auch von weitsichtigen Engländern immer anerkannt worden. W. H. Dawson*) schrieb: „So sehr wie jede der Kolonialmächte Europas und mehr als die meisten von ihnen braucht Deutschland als ein Land sich ausdehnender Bevölkerung und Industrie Ausdehnungsmöglichkeiten für beide, außerdem Märkte, und vor allem eine ungehinderte Versorgung unter seiner eigenen Herrschaft mit solchen Rohstoffen, wie sie Kolonialländer allein liefern können. Trotz eines von einem Teil der britischen Presse durchaus zielbewußt betriebenen Propagandafeldzugs über „deutsche Kolonialgreuel" ist die Sympathie unter den Eingeborenen für Deutschland noch immer stark, das ist um so bedeutungsvoller, weil der Eingeborene in Afrika im allgemeinen nicht alt wird, und die Generation, die noch unter Lettow-Vorbecks Fahnen gefochten hat, schon langsam abzusterben beginnt. Als der deutsche Kreuzer „Karlsruhe" am 26. Juli 1930 in Tanga anlief und die deutschen Matrosen einen Parademarsch dort machten, war die Stadt überfüllt nicht nur von Deutschen, sondern von Tausenden von festlich geschmückten Eingeborenen, die schwarz-weiß-rote Bändchen trugen und den deutschen Soldaten zujubelten. Als ein paar Tage später der britische Kreuzer „Enterprice" eine Art „Gegendemonstration" machte, war die Stadt menschenleer. Als im Frühjahr 1933 ein deutsches Konsulat in Daressalam eröffnet wurde, jubelten große Scharen der Eingeborenen der deutschen Fahne zu. Diese Sympathie ist wohl in allen Ständen Ostafrikas vorhanden, am lebhaftesten wird sie von dem mohammedanischen Teil der Bevölkerung gezeigt, der einen erheblichen Teil der alten Askari stellte und sich immer als Kampfgenosse der Deutschen ansah.

Derjenige Teil Deutsch-Ostafrikas, der an Belgien als Mandat gegeben wurde, hat ein besonders schweres Schicksal durchgemacht. In diesem dichtbevölkerten Gebiet von Ruanda-Urundi, mit etwa 50 Menschen auf den Quadratkilometer, hatte die deutsche Verwaltung die Eingeborenen-Sultanate der Watussi mit der größten Rücksichtnahme behandelt. Das Gebiet blühte auf, fand seine natürlichen Exportmöglichkeiten über die ostafrikanischen Häfen. Während des Weltkriegs war den Belgiern ein erheblich größerer Teil bis Tabora versprochen worden, sie behielten schließlich dieses wertvolle Gebiet von Ruanda-Urundi in der Hand, — und schlossen es in krassem Widerspruch zum Mandatsgedanken als Generalvicegouvernement an ihren Kongostaat an, unterstellten es den Gesetzen der Kongokolonie und verleibten es so ihrem Kolonialbesitz ein. Noch heute ist die Einwanderung von Deutschen völlig unterbunden; dafür hat in diesen Gebieten nicht nur eine Zuwanderung von etwa

*) Germany under the Treaty, Seite 164

Kokos-Palme in Deutsch-Ost-Afrika

(Photo: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin)



Deutsch-Ost-Afrika, Ölpalme (Photo: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin)

600 Europäern, sondern auch von 10 000 fremden Farbigen, darunter 700 indischen und arabischen Händlern, stattgefunden. „Eine selbstsüchtige Ausbeuterpolitik hat Platz gegriffen und nützt das Land aufs äußerste aus, das die deutsche Verwaltung mit Bedacht in erster Linie der Aufwärtsentwicklung seiner Eingeborenenbevölkerung vorbehalten hatte... Daß der mit aller Kraft geförderte, im wesentlichen durch große Kolonisationsgesellschaft erreichte Auftrieb Belgien einen hohen und steigenden Gewinn bringt, ist augenscheinlich. Die Handelsziffern des Mandatsgebietes lassen es erkennen. Auch die Einnahmen, die Belgien aus dem Lande zieht, zeigen eine dauernde Steigerung; sie werden hauptsächlich durch eine ganz außerordentlich hohe Besteuerung der Eingeborenen mit erreicht, was allein schon ein deutliches Merkmal für die schonungslose und jede Rücksicht auf ihre Eigenart außeracht lassende Behandlung der farbigen Bevölkerung ist." *)

Rein wirtschaftlich liefert das Gebiet neben Vieh, Baumwolle, Oel, Kaffee und Tabak und besitzt außerdem eine Anzahl Pflanzungen von Sisalhanf; sein Bergbau stützt sich auf nicht unerhebliche Zinnlager. Das sind alles Waren, die Belgien selbst im Kongostaate im Ueberfluß besitzt, während sie das Deutsche Reich völlig entbehrt. Kupfer und Zinn hat Belgien in Katanga in reichstem Maße. Es hat Gebiete von der mehrfachen Größe Deutschlands innerhalb des Kongostaates, die es für den Anbau von Kolonialprodukten teils bereits bewirtschaftet, teils erschließen könnte, — aber nein, es mußte den Deutschen auch noch etwas wegnehmen.

*

Anders, teilweise schwieriger und komplizierter ist die Entwicklung in Deutsch-Südwestafrika geworden. Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes von Korab, der zur Waffenstreckung der letzten deutschen Truppen geführt hatte, war der deutsche Charakter des Gebietes aufrechterhalten worden. Erst als das Deutsche Reich in Europa niederbrach, stützte sich die Südafrikanische Union auf die Bedingungen des in Europa abgeschlossenen Waffenstillstandes und begann Deutsche auszuweisen. Sie hatte aber anständigerweise auf das im Versailler Vertrag gegebene Recht, das deutsche Privateigentum im Schutzgebiet einzuziehen, verzichtet. Das hätte praktisch ja auch den völligen Zusammenbruch der Wirtschaft bedeutet. Dagegen begann nun eine starke Einwanderung von Buren aus der Südafrikanischen Union, ja, sogar Angolaburen wurden nach Deutsch-Südwestafrika hineingerufen, als das Land als Mandat der Südafrikanischen Union übergeben wurde. Die Wirtschaftskrise traf das Land besonders hart. Auch hier erschienen zahlreiche Versuche, das Land als

*) Oberstleutnant a. d. B. von Stuemer, Kolonialfibel — eine ausgezeichnete Darstellung der kolonialen Probleme

Gliedstaat der Südafrikanischen Union einzufügen, die aber von der Unionsregierung selber mit Recht als gegen das Mandat verstoßend abgelehnt wurden.

Die Zahl der weißen Bevölkerung stagniert seit einiger Zeit, denn die große Bureneinwanderung ist einigermaßen zum Stehen gekommen und Deutsche, die sich dort niederlassen wollten, müßten im allgemeinen auf Grund des auf Viehwirtschaft beruhenden Charakters des Landes ein gewisses Anfangsvermögen mitbringen (was aus Devisengründen nicht möglich ist), Engländer aber kommen kaum — die englische Weltwanderung ist zu Ende! Das Deutschtum bildet auch heute noch eine starke Gruppe im Lande, wenn auch das Burenelement zahlenmäßig ein wenig stärker ist. Aus dem Außenhandel ist (wiederum aus Devisengründen) Deutschland stark verdrängt. So ist es möglich gewesen, daß etwa die Schafzucht (neben anderen Gründen) in Südwestafrika zurückging. Würde das Land zum Deutschen Reich gehören, würde es aufblühen, denn Deutschland braucht Wolle, innerhalb des Empire aber ist es schwer, sich gegen die australische Wolle durchzusetzen.

Erfreulich zugenommen hat nur die Zahl der Karakul- und Schwarzkopf-Perserschafe, mit deren Aufzucht sich die Farmer, gerade wesentlich Deutsche, über besonders schwere Zeiten hinweggeholfen haben.

Kamerun ist in zwei Teile geteilt, der größere Teil kam an Frankreich. Dabei wurde das kurz vor dem Weltkriege im Marokko-Abkommen von 1911 an das Deutsche Reich abgetretene Stück von Frankreich einfach annektiert; die Franzosen haben den übrigen Teil in Mandatsverwaltung genommen, aber auch hier hat lediglich eine Auswechselung der deutschen Soldaten und Beamten gegen Franzosen stattgefunden, dagegen sind französische Siedler hier kaum erschienen. Es zeigt sich mit voller Deutlichkeit, daß Frankreich, dem schon für seinen eigenen großen Kolonialbesitz gar nicht in ausreichendem Maße Europäer zur Verfügung stehen, nicht einmal die notwendigsten Posten ausfüllen kann. Selbst der französische Fachmann Wilbois*) spricht von der Schwäche der europäischen Ansiedelung im Lande. Das vielfach harte französische Steuersystem hat, wie er zugibt (übrigens ähnlich wie in manchen anderen französischen Kolonien auch), neben der hohen Säuglingssterblichkeit zum Rückgang der eingeborenen Bevölkerung durch Abwanderung geführt. Daß die Franzosen eine Anzahl syrischer Händler ins Land gebracht haben, ist wohl auch nicht als kolonialpolitischer Erfolg anzusprechen. Handelsmäßig ist dieser Teil Kameruns, der größere und wertvollere, noch heute stark zum Deutschen Reiche orientiert. An der Spitze der Ausfuhr von Kamerun steht zwar selbstverständlich Frankreich, wohin 1931 für 33,5 Millionen Fr., 1932 für 32,9 Millionen Fr. kameruner Produkte gingen, dann aber kommt sogleich das Deutsche Reich mit 24,5 Millionen Fr. je in den beiden erwähn-

*) "Le Cameroune", Paris 1934

ten Jahren. Bei der Einfuhr nach Kamerun steht das Deutsche Reich nach Frankreich und Groß-Britannien an der dritten Stelle. Frankreich mit seinem riesigen unerschlossenen Gebiet, dessen Aequatorial-Afrika Georges Bruel*) in einem ausgezeichneten Werk in aller seiner Unerschlossenheit und Menschenleere geschildert hat, „braucht" in der Tat Kamerun nicht. Keiner französischen Familie geht auch nur das geringste verloren, wenn Frankreich dieses Gebiet nicht hätte. Für das Deutsche Reich aber wäre gerade diese ausgesprochendste Rohstoffkolonie mit ihrer Produktion von Palmöl, Gummi, Erdnüssen, Kakaobohnen, Hölzern aller Art eine wertvolle Ergänzung.

Aus dem kleinen Teil Kameruns, der mit 89 500 Quadratkilometer und 780 000 Einwohnern (nach der Schätzung von 1930) an Britisch-Nigerien angeschlossen ist, geht sogar der größte Teil der Ausfuhr (1932 96 000 £, 1933 115 000 £) in das Deutsche Reich, während nach Groß-Britannien im gleichen Jahre nur 11 000 bzw. 16 000 £ gingen, hier steht Deutschland auch bei der Einfuhr bei weitem an der Spitze, hier ist die Plantagenwirtschaft durchaus deutsch.

Was für Kamerun gilt, gilt aber im gleichen Umfange von Togo. Auch dieses Gebiet ist geteilt worden, England erhielt den westlichen, etwa 34 000 Quadratkilometer großen Teil, etwa ein Sechstel der alten Kolonie, Frankreich den größten Teil als Mandat. Der englische Teil wurde an die Kolonie Goldküste angeschlossen, der größere französische Teil wird als Mandat verwaltet und auch hier zeigt sich das ähnliche Bild wie in Kamerun, zurückbleibende Entwicklung durch Mangel an Kräften europäischer Herkunft in der französischen Verwaltung, Eindringen syrischer Händler, dazu Einwanderung aus den französischen Binnengebieten, die neben einer durchaus sachgemäßen Aufsiedelung unterbesiedelter Räume die Gefahr der Schlafkrankheit in das Land bringen. Der Handel des britischen Teiles läßt sich schwer bestimmen, da die Angaben über ihn in den Angaben der Kolonie Goldküste enthalten sind. Auch hier sitzen deutsche Plantagenbesitzer. Togo ist vor allem als Baumwollland wichtig. Der Teil unter französischer Verwaltung liefert Baumwolle, Kakaobohnen, Kopra und Palmöl; in den Handelsbeziehungen überwiegt augenblicklich, weil es sich noch sehr vielfach um Bestellungen der Verwaltung handelt, Frankreich.

Die Eingeborenen haben durch die Vertauschung der deutschen Herrschaft gegen das englische bzw. französische Mandat nicht gewonnen; im französisch verwalteten Teil von Kamerun hat Kolonialminister Sarraut schon 1920 sich auf den Standpunkt gestellt, „daß Frankreich nach einer Entscheidung des Obersten Rates Truppen in Kamerun aushe-

*) La France Equatoriale Africaine, Paris 1936

ben und gegebenenfalls auch in Frankreich verwenden dürfe," also gerade im Widerspruch zu dem Funkspruch des Oberst House, der besonders betonte, daß die Eingeborenen nicht zum Kriegsdienst ausgehoben werden sollten.

Die Auseinandersetzung über das deutsche Kolonialproblem

Die alten deutschen Kolonien sind durchaus ähnlich wie die Kolonien der anderen europäischen Mächte auf dem Wege entstanden, daß Gebiete, in denen sich der deutsche Handel festgesetzt hatte, und die er dem Absatz deutscher Waren zu erschließen sich bemühte, unter den Schutz des Reiches gestellt wurden. Echte Siedelungskolonien, bei denen größere geschlossene deutsche Volksgruppen einen Raum mit bäuerlichem, mehr oder minder europäischen Begriffen entsprechenden Ackerbau erschlossen, waren nicht unter ihnen. Gewiß gibt es solche Gebiete deutscher geschlossen bäuerlicher Ansiedlung in der Welt, etwa in Brasilien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, — aber niemals ist der Gedanke ernsthaft erörtert worden, solche Landschaften dem Deutschen Reiche anzugliedern. Weder unser Besitz in Afrika, noch unser Besitz in der Südsee war für bäuerliche Kolonisation vorgesehen. Wo am meisten deutsches Volkstum sich in den Kolonien festsetzte, in Deutsch-Südwestafrika, handelte es sich um Großfarmwirtschaft und Bergbaubetrieb. Wir können darum ruhig und ohne Bedenken das ganze Problem der Siedelungskolonie beiseite lassen. Die Gefahr, daß deutsches Bauerntum zum Schaden unserer einheimischen bäuerlichen Grundlage, die uns weit im Vordergrund stehen muß, in irgendwie erheblichem Maße bei einer Wiedergabe dieser Kolonien in diese abströmen würde, besteht nicht — und Siedelungskolonien sind in der Welt nicht mehr zu vergeben. Die zur europäischen Bauernsiedlung geeigneten Länder und Landgebiete sind in festen Händen, zum großen Teil bereits zur Eigenstaatlichkeit gediehen.

Wenn wir heute die Frage unserer kolonialen Betätigung und der Wiedergabe deutscher Kolonien anschneiden, so geschieht dies auch nicht, um „Siedelungsland" für Deutsche jenseits der Meere zu erreichen. Eine Entlastung des deutschen Bevölkerungsüberschusses durch Ansiedelung als Bauern in diesen Kolonien ist klimatisch nicht möglich. Wohl aber kann die Raumenge des deutschen Volkes wesentlich durch die Verstärkung der deutschen Wirtschaftsgrundlage, die in einer Wiederkehr der Kolonien liegen würde, behoben werden. Die Kolonien vermögen zwar draußen keine deutschen Bauern in erheblichem Maße

zu ernähren und sollen es auch nicht, — aber daheim viele Tausende von Industriearbeitern durch Lieferung der benötigten Rohstoffe.

In dieser Hinsicht unterscheidet sich unsere koloniale Forderung von derjenigen der Vorkriegszeit. Damals folgte „die Flagge dem Handel," und das Reich nahm Gebiete unter seinen Schutz, die der deutsche Handel als Absatzmärkte erschlossen hatte. Auch heute geht es uns um die Möglichkeit gesicherter Absatzmärkte. Je enger die Nationalwirtschaften sich zusammenschließen, je protektionistischer die Welt wird, um so stärker und um so härter wird der Zwang für jedes Land, sich jedenfalls gewisse Absatzmöglichkeiten in der Welt zu erhalten. Man kann damit leider nicht darauf warten, daß einmal die Welt die alte freie Weltwirtschaft wiederherstellt, kann nicht seine absatzhungrige Industrie dadurch sattmachen, daß wohlmeinende Gesellschaften und Kongresse das Prinzip der „offenen Tür" anempfehlen, — wenn in der Tat die Türen sich immer mehr schließen. Es ist mindestens heuchlerisch, auf der einen Seite den Deutschen alle kolonialen Absatzgebiete zu verweigern, und auf der anderen Seite sich darüber zu beklagen, daß die deutsche Wirtschaft, die außer dem Mutterlande gar keine Absatzgebiete besitzt, deren Aufnahmefähigkeit sie entlastet, nun mit ihrem Export „die Weltmärkte stürmt." Als Absatzkolonien für unsere Industriewaren würden auch heute unsere Kolonien eine gewisse Rolle spielen, und unser immerhin noch vorhandener Anteil an der Einfuhr der unter Mandat stehenden Kolonien beweist das auch. Zieht man bei den Kolonien die zahlreichen Einfuhrgüter ab, die auf Bestellung der Mandatsverwaltung und selbstverständlich aus deren Land eingeführt werden, so bleibt heute noch ein gewisser Anteil Einfuhr aus dem Deutschen Reich, — einfach ein Zeichen dafür, daß das Deutsche Reich auf diese Gebiete angewiesen ist, und die deutsche Industrie um jede Möglichkeit eines vielfach schon kaum gewinnbringenden Absatzes in diesen Ländern ringt. Es ist unverständlich, wenn große Industrieländer, wie Groß-Britannien, mit einem ungeheuer entwicklungsfähigen kolonialen Besitz, statt den Deutschen ihre paar kleinen eigenen kolonialen Absatzgebiete wiederzugeben, sich darüber erregen, daß die deutsche Ware überall einzudringen versucht.

Vor allem aber brauchen wir die Kolonien als Rohstoffgebiete.

Mit der größten Erregung betrachtet ein Teil der Wirtschaftspresse der Welt unseren Vierjahresplan und unsere Autos, die auf synthetischem Gummi fahren, machen dem Gummipflanzer von Malakka schlaflose Tropennächte. Der Feldzug des deutschen Geistes zur Beseitigung der deutschen Rohstoffnot auf dem Wege einer Steigerung un-

serer Erfindungen und sämtlichen Produktion wird uns als „Isolierung" angekreidet.

In der Tat hat man nun uns unsere Rohstoffgebiete für unsere große Industrie einfach weggenommen. Wir brauchen Textilrohstoffe, Baumwolle, Wolle, Hanf, Flachs und Jute. Togo könnte Baumwolle liefern, Südwestafrika Wolle, Häute und Fälle, Ostafrika Sisal, aber man hat sie uns weggenommen! Man beklagt sich dann, daß wir mit Holzfaserstoffen neue Gewebe herstellen, man sieht wie ein Gespenst, daß vielleicht die deutschen Faserstoffe den Baumwollmarkt in ein ähnliches Gedränge bringen könnten, wie die Kunstseide den Seidenmarkt. Aber warum hat man uns jedes eigene Baumwollproduktionsgebiet abgeschnitten? Wir brauchen Kupfer für unsere Industrie, in Kreisen der Kupferinteressenten hat man allen Respekt vor den Ideen, die die Deutschen auf diesem Gebiet aushecken werden, um ihre Notlage zu decken. Aber warum hat man uns das Kupfer von Otavi weggenommen?

Man klagt, daß wir eine Währung haben, die zwar stabil aber nicht auf Gold basiert sei, daß wir möglichst mit Waren, statt mit Gold oder Devisen bezahlen, daß wir eine komplizierte deutsche Devisengesetzgebung haben, daß es nicht einfach ist, mit den Deutschen Geschäfte zu machen, weil sie zwar liefern können, aber nicht in Gold in dem Umfange zu zahlen in der Lage sind, wie derjenige, der an uns etwas verkaufen möchte, dies wünscht. Aber warum hat man uns das Gold von Deutsch-Ostafrika und Neu-Guinea weggenommen? In der Hand eines Industrielandes, wie des Deutschen Reiches und bei seinem laufenden Bedarf an Rohstoffen und Umsatz, würde dieses Gold Wunder tun können, und was hat Australien davon?

Und was nützt wirklich das Gold von Deutsch-Ostafrika Groß-Britannien, dessen Wirtschaftsschwierigkeiten wirklich nicht durch leichtere Einkaufsmöglichkeiten in Gold und Devisen zu erleichtern wären.

Man klagte über das „deutsche Dumping," den Sturmlauf der deutschen Ware, aber man verweigert uns die eigenen Absatzgebiete für industriellen Ueberschuß. Man klagt darüber, daß Deutschland nicht der entsprechend gute Kunde ist, daß Zahlungen aus Deutschland mit all den Schwierigkeiten in der Devisengesetzgebung belastet sind. Aber man hat unsere paar Goldbergwerke weggenommen, und wenn wir nicht kaufen können, können wir auch niemand in Nahrung setzen.

Man klagt über unseren technischen Erfindergeist, aber man zwingt uns durch Fortnahme unserer kolonialen Grundlagen immer höher hinaufzusteigen in die Geheimnisse der Physik und schließlich, wie wir aus Luft Stickstoff gemacht haben, aus den unwahrscheinlichsten Dingen uns die Roh-

stoffe herzustellen, mit denen wir uns unabhängig machen, vielleicht auch einmal weit darüber hinaus eines Tages die Preise der Rohstoffe in der Welt nach unserem Belieben umwerfen können. Die uns vom natürlichen Boden einer modernen Industriewirtschaft, der Versorgung mit kolonialen Rohstoffen unter eigener Flagge abschneiden, treiben uns immer tiefer hinein in den Kampf des Erfindergeistes gegen diese Einschnürung, denn wir wollen und müssen leben!

Die Frage wird sogar immer dringender für uns. 1912 waren nach Geldwert 29,3 Prozent unserer Einfuhr koloniale Rohstoffe, 1927 waren es 30,5 Prozent, 1932 waren es schon 35 Prozent unserer gesamten Einfuhr. Dieses Verhältnis wird sich noch steigern. Je mehr unsere Landwirtschaft dank der genialen Führung unseres Reichsbauernführers R. Walther Darré, es erreicht, die Versorgung mit Nahrungsmitteln und Futtermitteln ganz aus dem eigenen Lande zu beschaffen und die Einfuhr von fremden Nahrungsmitteln auf relativ kleine Mengen herabdrückt, um so größer wird der Anteil der Einfuhr von kolonialen Rohstoffen an unserer Gesamteinfuhr sein.

Es ist irrig, wenn uns vielfach entgegengehalten wurde, wir könnten ja diese Rohstoffe auch kaufen, wie der frühere englische Kolonialminister Amery und manche andere es betonten. Wir können sie gerade nicht kaufen, weil wir sie ja heute mit fremden Devisen bezahlen müssen. Diese aber stehen uns nicht zur Verfügung. Die Rohstoffe nützen uns nur, wenn wir sie in Reichsmark bezahlen können. Wir müssen auch für diese Rohstoffe in deutschen Lieferungen in der Kolonie den Gegenwert erbringen können. Beides ist nicht möglich, wenn die Kolonien nicht unter der Verwaltung des Reiches stehen und dem Reiche wieder völlig gehören. Reichsbankpräsident, Reichsminister Dr. Schacht erklärte darum in einem Artikel der Londoner Zeitschrift „Foreign Affairs": „Erstens muß Deutschland seine Rohstoffe auf einem Territorium erzeugen können, das unter seiner eigenen Verwaltung steht, und zweitens muß in diesem kolonialen Territorium die deutsche Währung umlaufen. Wer koloniale Rohstoffe entwickeln will, der muß erhebliche Investitionen machen. Die kolonialen Märkte sind keine Märkte, die auf dem persönlichen Bedarf der eingeborenen Bevölkerung beruhen. Hemden und Hüte für die Neger und Schmucksachen für die Negerfrauen sind kein ausreichender Markt. Koloniale Gebiete werden entwickelt durch den Bau von Eisenbahnen und Straßen, durch Automobilverkehr, Radio, elektrische Kraft, große Plantagen usw. Von dem Augenblick an, wo die deutschen Kolonien unter die Verwaltung der Mandatsmächte gekommen sind, ist Deutschland von der Belieferung ausgeschlossen worden. Der Export Deutschlands nach Tanganjika zum Beispiel betrug 1913 über 53 Prozent und im Jahre 1935 nur 10,7 Prozent der gesamten Tanganjika-Einfuhr. Es ist selbstverständlich, daß die britische

Mandatsmacht ihre Orders in England placiert, und nicht in Deutschland oder anderswo. Das ist der Grund, warum Deutschland koloniale Territorien braucht, in denen es selbst die Verwaltung hat.

Da aber die Entwicklung der Kolonien von langfristigen Investitionen abhängig ist, und diese Investitionen nicht von der eingeborenen Negerbevölkerung bezahlt werden können, so muß die eigene deutsche Währung in den kolonialen Gebieten umlaufen, damit diese Investitionen mit deutschem Kredit gemacht werden können. Daher sind diese beide Bedingungen, deutsche Verwaltung und deutsche Währung in den kolonialen Gebieten, die Deutschland beansprucht, unerläßlich."

Ausdrücklich hat der Führer in seiner Rede vom 30. Januar 1937 erklärt: „Deutschland hat niemals Kolonien gefordert zu militärischen Zwecken, sondern ausdrücklich zu wirtschaftlichen."

Nun wird aber von Seiten mancher englischen Zeitungen eingewandt, Deutschland habe vor dem Kriege doch den allergrößten Teil seiner Rohstoffe gar nicht aus den eigenen Kolonien bezogen, „gerade die wichtigsten Artikel wie Gummi, Baumwolle, Mineralien, Wolle, Kaffee, Tabak, seien vor dem Kriege nur in verschwindend kleinen Mengen aus den deutschen Kolonien in das Mutterland gegangen. Das bißchen Sisal aus Tanganjika, der Kamerun-Kakao und die paar Diamanten aus Deutsch-Südwest, die Deutschland damals bezog, könnten nicht als notwendig für seine Existenz angesehen werden."*)

Dieser Auffassung ist mit Recht entgegenzuhalten, daß vor dem Weltkriege die deutschen Kolonien noch völlig in der Entwicklung waren. Auch der Bedarf an Rohstoffen war in Deutschland bei weitem nicht so groß wie heute. Das alles hat sich vollkommen geändert. Vor dem Kriege konnte das deutsche Volk aus seinem großen, in aller Welt angelegten Vermögen und dessen Erträgen, aus seinen lebendigen Handelsbeziehungen einen großen Teil der benötigten Rohstoffe aus den Gebieten anderer Völker beziehen. Die Vermögen sind ihm im Weltkriege weggerissen worden, die Handelsbeziehungen sind weitgehend eingeengt. Wir können einfach die benötigten kolonialen Rohstoffe nicht voll aus anderen Ländern beziehen.

Hier handelt es sich um Fette, Faserstoffe und Hölzer. Gewiß ist es möglich, und wird vom Reichsnährstand mit großem Eifer betrieben, unsere völlig zurückgegangene Schafzucht wieder in die Lage zu setzen, jedenfalls einen Teil des Wollbedarfes zu liefern, 1934 aber gaben unsere 3,4 Millionen Schafe nur etwa 8 Prozent unseres Wollbedarfs und wir mußten 190 000 Tonnen Wolle einführen. Selbst wenn es uns gelingen sollte, etwa 10 Millionen

*) General Vogt: Die Kolonialfrage in der Meinung Englands. Reichsverband deutscher Offiziere 25. 1. 1937.

Schafe dauernd zu halten — bei den Raumansprüchen des Schafes keine ganz einfache Frage — würden wir immer noch Dreiviertel unserer Wolle aus dem Ausland beziehen müssen.

Baumwolle müssen wir überhaupt einführen (1933: 410 000 Tonnen, 1934: 355 000 Tonnen) und da wir gar nicht in der Lage sind, soviel Devisen lediglich für Baumwolle zur Verfügung zu stellen, müssen wir uns mit eigenem Kunstfaserstoff helfen. Togo wäre durchaus in der Lage, uns mangelnde Baumwollmengen zur Verfügung zu stellen. Wir haben überhaupt kein Sisal und müssen ihn restlos einführen. Deutsch-Ostafrika dagegen produziert soviel Sisal, daß es damit etwa 153 Prozent des deutschen Jahresbedarfes zu decken in der Lage ist. Neben dem Tabakbau auf deutschem Boden könnte uns auch Tabak in den Kolonien die Eigenversorgung merklich erleichtern und ermöglichen. Eine besondere Rolle würden die Kolonien aber bei unserer Holzversorgung spielen. Der deutsche Holzverbrauch liegt schätzungsweise zwischen 56 bis 68 Millionen Festmeter, davon 23 bis 28 Millionen Festmeter für Brennholz, 18 bis 22 Millionen Festmeter für Bauholz, 5 bis 6 Millionen Festmeter für Grubenholz, 5 Millionen Festmeter für Zelluloseholz. Dank der vorbildlichen Forstpolitik des nationalsozialistischen Staates ist das Holzspekulanten- und Holzschieberwesen aus den deutschen Forsten verbannt, eine wohlüberlegte Waldbewirtschaftung überall durchgesetzt. Aber wir müssen mit der Tatsache rechnen, daß bei der immer zunehmenden Verwertung des Holzes nicht nur als Werkstoff für Gruben, Bauten und Siedelungen aller Art, sondern auch durch Holzvergasung, Herstellung von Brennstoffen aus Holz, Holzverzuckerung, -verkohlung, Faserverarbeitung „trotz verschiedener ungemein wichtiger Maßnahmen zur Steigerung der eigenen Holzbedarfsdeckung eine vollständige Holzautarkie des gegenwärtigen deutschen Raumes kaum erwartet werden kann."*)

Der Import aus dem Auslande, der unseren Bedarf ergänzen könnte, ist durch die Devisenschwierigkeiten beschränkt, größere Eingriffe in den Waldbestand, eine Art Uebernutzung, können wir nicht machen. Die einheimischen Waldbestände werden schon heute mit großem Eifer gesteigert, Oedländereien aufgeforstet, und eine bessere Nutzung des Waldbodens nach forstwirtschaftlichen Gesichtspunkten durchgesetzt. Aber wirklich einmal zu einer Beseitigung der immer wieder auftauchenden Holzlücke kämen wir doch nur durch Gewinnung eigenen Kolonialwaldes. „*Zu der letzten Forderung haben wir auch das moralische Recht der Gleichberechtigung. Es ist nicht einzusehen, daß Deutschland zu einer intensivsten und trotz allem immer noch unzulänglichen Sparpolitik gezwun-*

*) „Bedeutung des eigenen Kolonialwaldbesitzes für Deutschland." Von Prof. Dr. ing. Franz Heske, Tharand. (Afrika-Rundschau, Juli 1936.)

gen werden soll, zu einer beinahe gartenmäßig anmutenden Baum- ja beinahe Astwirtschaft, während andere Länder Kolonialwälder besitzen, die sie auch nicht im entferntesten ausnützen können." (Heske a.a.O.)

Man wird dieses um so mehr unterstreichen dürfen, als gerade die deutsche Auswertung des Holzes eine technisch besonders hochstehende ist, und das Mißverhältnis zwischen dem Deutschen Reich und allen anderen Kolonialländern hinsichtlich des Waldbesitzes ein geradezu schreiend ungerechtes ist.

Das Deutsche Reich besitzt im ganzen 12,7 Millionen Hektar Wald, darunter viel auch recht schwache und junge Bestände. England besitzt zu den 1,2 Millionen Hektar Wald im Mutterlande 700 Millionen Hektar Kolonialwald; Frankreich besitzt außer den an Mächtigkeit fast die deutschen Waldbestände erreichenden 10,3 Millionen Hektar im Mutterlande, 141 Millionen Hektar Kolonialwald; die Niederlande besitzen 136 Millionen Hektar Kolonialwald, Belgien 181 Millionen Hektar Kolonialwald. Es ist einfach nicht einzusehen, welchen Sinn es haben soll, der hochentwickelten deutschen Holzindustrie eigene Tropenwaldbestände zu sperren, obwohl niemand einen Vorteil davon hat, denn wir sind zum sehr großen Teile gar nicht in der Lage, den anderen die tropischen Hölzer abzukaufen, und diese stehen weiter in der Unberührtheit des Urwaldes, während nur die Waldbestände unserer alten Kolonien in deutscher Hand Zehntausenden von Arbeitern bei uns Verdienst und Brot geben könnten. Es ist nämlich ein Irrtum, anzunehmen, daß die tropischen Wälder etwa nur bestimmte Luxushölzer (Mahagoni, Sandelholz, Edelholz und dergl.) enthalten; sie vermögen auch schwere u. dauerhafte Spezialhölzer, schwere und leichte Konstruktionshölzer aller Art zu liefern und die Nebennutzungen an Harz, Gerbstoffen, Farbstoffen, Medizinalstoffen, die der tropische Wald enthält, sind erst zum allerkleinsten Teile ausgewertet. Auf wissenschaftlichem Gebiete ist gerade in Deutschland durch das „Institut für ausländische und koloniale Forstwirtschaft" auf der Forstschule Tharand unendlich viel für die Erforschung der kolonialen Waldgebiete getan worden.

Auf das engste mit der Forstwirtschaft hängt die Gummi- und Kautschukwirtschaft zusammen. Auch auf diesem Gebiete haben wir dringenden Bedarf nach eigenen kolonialen Anbauflächen.

Die Lage ist also eine vollkommen andere als vor dem Weltkriege, — damals waren uns die Kolonien eine wertvolle Ergänzung unserer Rohstoffwirtschaft, die langsam heranwuchs, — heute sind sie eine dringende Notwendigkeit für unser Volk.

Es ist keine unter den Kolonien, die uns nicht von wesentlichem Nutzen sein könnte.

Kamerun könnte Kautschuk, Kakao, Holz und Häute liefern;

Oſt-Afrika Textilſtoffe, Wolle, Häute, Kaffee, Heilpflanzen und Gewürze, pflanzliche Gerbſtoffe, ja ſogar Reis;

Südweſtafrika könnte neben dem höchſtwichtigen Kupfer Schafe und Rinder, Wolle und Häute liefern;

Mineralphosphate würde Nauru;

unſere Kopraverſorgung allein zu 77 Proz. und Gold Neu-Guinea;

unſere Kakaoverſorgung gut zur Hälfte Kamerun und Togo;

unſere Verſorgung mit pflanzlichen Oelen und Fetten würden Togo und Kamerun heute etwa zu 25 Prozent (1933: 12,3 Prozent) decken können.

Die Heimkehr des ganzen oder eines weſentlichen Teiles unſeres Kolonialbeſitzes würde Arbeitsmöglichkeiten in Deutſchland ſchaffen, die dauernd und wahrſcheinlich in ſteigendem Umfange einigen 100 000 Arbeitern Verdienſt und Brot geben. Für die Menge unſerer Naturkundler, Biologen, für junge Aerzte, Tierärzte, Chemiker, Kaufleute, würden die Kolonien ein außerordentlich erwünſchtes Betätigungsfeld geben.

Wir müſſen uns dabei über eins klar ſein: Die Auswertung der Kolonien erfolgt nicht um eines kolonialen Traumes willen, auch nicht deswegen, weil es ſo ſchön für manchen einzelnen wäre, aus der Raumenge Deutſchlands in die koloniale Weite hinauszugehen, ſondern lediglich im Intereſſe Deutſchlands. Dieſes Intereſſe muß bei der wirtſchaftlichen Erſchließung der Kolonien im Vordergrund ſtehen.

Zum andern: Es kann immer die Gefahr auftauchen, daß wir in Kriegsfällen von den Kolonien abgeſchnitten ſind. Wir dürfen darum niemals auch nur im geringſten Gefahr laufen, die volle Entwicklung der einheimiſchen Ernährung aus dem Mutterlande auf Grund einer ungeſtörten Zufuhr aus den Kolonien zu vernachläſſigen. Was die Kolonien liefern können — auch an Nahrungsmitteln — müſſen wir im Falle einer Abſperrung immer noch entbehren können. Es iſt darum klar, daß eine Erſchließung und Auswertung der Kolonien nur unter allerſtärkſter Einflußnahme der für die deutſche Agrarpolitik verantwortlichen Stellen erfolgen kann. Sie müſſen jederzeit verhindern können, daß die Intereſſen der Ernährung aus dem Mutterlande, der Erhaltung und Förderung deutſchen Bauerntums durch eine verkehrte Verwendung der Kolonien beeinträchtigt werden.

Sind aber dieſe Vorſichtsmaßnahmen getroffen, ſo entfällt auch zugleich ein Einwand, der von den ausländiſchen Gegnern des deutſchen Kolonialanſpruches immer wieder erhoben worden iſt: Nämlich, daß die Rückgabe der Kolonien an das Deutſche Reich zum Schaden der Eingeborenen-Bevölkerung ſein würde.

Das würde unzweifelhaft doch nur dann der Fall ſein, wenn von deutſcher Seite eine rückſichtsloſe Verdrängungspolitik gegen die Eingeborenen zum

Zwecke der Raumschaffung für deutsche Siedlermassen geplant wäre. Gerade dies aber wollen wir ja nicht. Wir wollen, damit es uns nicht abgeschnitten werden kann, damit es der heimischen Volkskraft nicht verloren geht, kein zweites Bauerndeutschland in Uebersee schaffen. Wir wollen vielmehr die kolonialen Rohstoffe der Kolonien erschließen. Dazu aber brauchen wir den eingeborenen kolonialen Arbeiter. Er ist es wesentlich, der diese Rohstoffe produziert. Sowohl in Deutsch-Ostafrika, wie auch in Kamerun und Togo ist der größte Teil der Produktion in der Hand des kleinen und mittleren Eingeborenenbetriebes. Dieser kann aus klimatischen und arbeitstechnischen Gründen gar nicht durch den deutschen ersetzt werden, ganz abgesehen davon, daß wir ihn nicht ersetzen wollen. Die deutsche Verwaltung hat kein Interesse, den Eingeborenen etwa zurückzudrängen, ihm sein Land wegzunehmen. Sie hätte im Gegenteil ein Interesse daran, seine Wirtschaftsmethoden zu verbessern, mit den zahlreich (im Gegensatz zu den britischen und französischen Verwaltungen) zur Verfügung stehenden deutschen Tierärzten seine Herden gesund zu halten, durch die Arbeit der deutschen Agrarchemiker und Agrarbiologen die Bodenbewirtschaftung zu verbessern. Die deutsche Verwaltung hat aber auch kein Interesse daran, etwa die Eingeborenenbevölkerung wirtschaftlich zu bedrücken und auszubeuten. Ihr muß vielmehr in den Gebieten eingeborener Arbeiter daran liegen, daß neben den europäisch geleiteten Plantagen eine breite Schicht von Eingeborenen vorhanden ist, die zur Aufnahme deutscher Waren kaufkräftig, also wohlhabend ist. Eine dünne Oberschicht deutscher Pflanzer und Beamter wäre niemals in der Lage, für unsere Industrie einen wirklich ausreichenden Absatzmarkt zu schaffen; ein verarmtes Negertum ebenfalls nicht, sondern nur eine wohlhabende und wirtschaftlich steigende Eingeborenenbevölkerung.

In höchst unwahrhaftiger Weise ist seitens einiger zielbewußter Gegner der Rückgabe des deutschen Kolonialbesitzes schon jetzt behauptet worden, die Eingeborenen würden mindestens politisch unter deutscher Herrschaft entrechtet werden. Ein Aufruf der britischen Zeitung „Tanganjika Standard" vom 18. Juli 1936 behauptete: „Die Art und Weise, wie Deutschland Rasseminderheiten behandelt, zeugt von überlegter Grausamkeit..." Bei einer Rückgabe von Kolonien an Deutschland würde die Bildungsarbeit an den Eingeborenen um Jahre zurückfallen, ja, der Aufruf behauptete sogar, alle katholischen Missionen Tanganjikas, die deutschen eingeschlossen, seien „einstimmig der Rückgabe des Landes und der Wiedereinführung der deutschen Herrschaft abhold und verabscheuten diese mit Entsetzen."

Man wird hoffentlich nicht auf ein entschlossenes Dementi der katholischen deutschen Mission gegen diese Behauptung warten müssen. Aber auch rein

ſachlich geſehen, bedeutet dieſe Erklärung nichts anderes als eine Aufnahme der alten Kolonialſchuldlüge in neuer Form.

Deutſchland behandelt nicht die Minderheiten grauſam, ſondern hat ſich lediglich der Juden erwehrt. Es hat ſich in dem größten Teile ſeiner Kolonien vor dem Kriege der herzlichen Liebe der Eingeborenenbevölkerung erfreut. General von Lettow-Vorbeck hatte bis zum Schluß die volle Anhänglichkeit der oſtafrikaniſchen Stämme hinter ſich, ſelbſt als er mit ſeiner Truppe teils in Deutſch-Oſtafrika, teils in portugieſiſchem Beſitz umherzog und die deutſche Herrſchaft in der Tat nur ſoweit reichte, wie die Reichweite ſeiner paar Feldkanonen, ſtrömten ihm immer wieder die jungen Männer der oſtafrikaniſchen Stämme als Freiwillige zu. Noch heute gibt es hunderte von alten Askaris, die ſich offen zu Deutſchland bekennen. In Kamerun focht der Hauptſtamm des Landes, die Jaunde, auf deutſcher Seite bis zum Schluß mit, und ſein größter Teil ging mit Frauen und Kindern über die Grenze von Spaniſch-Neuguinea, weil ſie die Deutſchen nicht verlaſſen wollten. Die ſüdafrikaniſche Mandatsverwaltung in Deutſch-Südweſtafrika weiß ſelber ganz genau, daß ſelbſt nicht unerhebliche Teile der Hereros noch heute trotz aller Kämpfe von einſt eine gewiſſe Sympathie und Anhänglichkeit an die deutſche Herrſchaft erhalten haben, daß Herero-Großleute unter Vorantragen deutſcher Fahnen begraben werden. Das ſieht doch alles nicht gerade nach Unbeliebtheit aus!

Das nationalſozialiſtiſche Deutſchland in ſeinem lebhaften Empfinden für die Verſchiedenheit und Eigenwüchſigkeit der Raſſen wird mit viel mehr Verſtändnis, als es ein üblicher liberaler Staat könnte, Art, Sitte und Brauchtum der Eingeborenen behandeln. Daß wir keine körperliche Vermiſchung zwiſchen Europäern und Eingeborenen wollen, deckt ſich mit der feſtſtehenden Ueberzeugung auch aller verſtändigen britiſchen Kolonialpolitiker, der Auffaſſung des britiſchen Volkes in ſeiner Mehrzahl, und den berechtigten Intereſſen der Eingeborenen ſelber, denen damit wirklich nicht gedient iſt, wenn ihre Frauen und Mädchen mehr oder minder Freiwild für die weißen Kolonialherren ſind. Unſer Raſſegedanke ſtellt hier geradezu einen Schutz der Eingeborenen und nicht eine Degradierung dar. Es iſt auch noch niemals von deutſcher Seite behauptet worden, daß ſich etwa eine deutſche Verwaltung weigern würde, den Eingeborenen in ihren eigenen Angelegenheiten eine Selbſtverwaltung zu geben.

Was wir aber mit Recht ablehnen müſſen, iſt der Gedanke, etwa die Eingeborenen über die Rückkehr der Mandate zum Deutſchen Reiche abſtimmen zu laſſen. Der Führer ſagte (30. 1. 1937): „Wer hat ſie gefragt, ob ſie bei jemand anderem ſein wollen, und wann ſind über-

haupt die kolonialen Völker befragt worden, ob sie bei den früheren Kolonialmächten zu sein Lust und Liebe besäßen?"

Eine Abstimmung der Eingeborenen jetzt, nachdem die Generation, die noch die deutsche Herrschaft bewußt miterlebt hat, bei der ziemlich kurzen Lebensdauer der Eingeborenen schon im langsamen Wegsterben ist, nachdem jahrzehntelang alles, was in der deutschen Zeit geschehen ist, schlecht gemacht wurde, wäre in der Tat sinnlos. So wenig wie man die Eingeborenen befragt hat, als man die deutsche Herrschaft beseitigte, und selbst auch die sehr ernsten Proteste ganzer Stämme aus Togo und Kamerun, großer ostafrikanischer Sultane, von den armen Samoanern ganz zu schweigen, nicht hörte, hat man je etwa nach der Einrichtung der Mandate die Eingeborenen nach ihrer Meinung gefragt, und sich das Mandatssystem mit ihrem Einverständnis bestätigen lassen. Um so weniger Sinn hat es heute, für die Rückgabe der deutschen Kolonien eine Abstimmung der Eingeborenen zu verlangen, zumal ein erheblicher Teil der Eingeborenen mit der Maschinerie einer modernen Volksabstimmung sowieso wenig anfangen könnte. Es gibt Kolonialbesitzungen der Mandatsmächte, wo die Bildung sehr viel weiter fortgeschritten ist, wo teilweise alte Kulturen bestehen (Französisch-Nordafrika, Indochina, Britisch-Indien) und wo die Eingeborenen wohl sehr gerne einmal über die Beibehaltung des bestehenden politischen Verhältnisses abstimmen würden, und dort geschieht es auch nicht.

Man kann auch nicht einwenden, daß sehr erhebliche Gelder der Mandatsmächte in den Mandaten angelegt seien — sie haben auch erhebliche Gelder herausgezogen, direkt und indirekt! Wenn der erwähnte Aufsatz des „Tanganjika Standard" sagt, daß in Tanganjika 20 Millionen £ britischen Privatkapitals arbeiten, davon allein 6 Millionen L. in der Sisalindustrie, daß erhebliche Steuergelder Groß-Britanniens in das Land geflossen seien, und daß jetzt schon wegen der entstandenen Unsicherheit über die Zukunft des Mandats die Inangriffnahme von drei neuen Goldminen unterblieben sei, so darf man aussprechen, daß erfahrungsgemäß „unrecht Gut nicht gedeiht," daß jeder verständige Mann, der sein Geld in einem solchen Mandatsgebiet anlegte, wenn er auch nur etwas Empfinden für Moral hatte, damit rechnen mußte, daß dieses Gebiet dem rechtmäßigen Eigentümer eines Tages wieder zufallen kann. Im übrigen besteht für gar keinen Inhaber solcher englischen oder sonstigen wirtschaftlichen Rechte ein Grund, die Rückkehr des Gebietes an das Deutsche Reich zu fürchten. Wir sind recht arm und freuen uns, wenn uns fremdes Kapital in solcher Weise zuhilfe kommt, sein Inhaber wird unter deutscher Herrschaft jedenfalls weder durch „Volksfront"-Experimente, noch irgendwelche bolschewistische Bedrohungen beunruhigt sein und sich mit voller Sicherheit seinen wirtschaftlichen Aufgaben zuwenden können.

Der Umfang der deutschen Kolonialforderung ist vom Führer ganz klar umrissen: „Deutschland hat an Länder, die ihm keine Kolonien genommen haben, auch keine kolonialen Ansprüche." Das heißt, daß wir weder von den Niederlanden, noch von Belgien, noch von Portugal oder Spanien irgendwelche ihrer kolonialen Besitzungen in irgendwelcher Form haben wollen. Niemand braucht sich in diesen Ländern aufzuregen.

Etwas ganz anderes ist es mit jenen Mächten, die uns unsere Kolonien genommen haben. Der Führer sagt: „Das deutsche Volk hat sich einst ein Kolonialreich aufgebaut, ohne irgendjemand zu berauben und ohne irgendeinen Vertrag zu verletzen. Und es tat dies, ohne einen Krieg. Dieses Kolonialreich wurde uns genommen. Die Begründungen, mit denen heute versucht wird, diese Wegnahme zu entschuldigen, sind nicht stichhaltig."

Da diese Begründungen nicht stichhaltig sind, so haben wir ein Recht, die Forderung auf Rückgabe von Kolonien zu stellen. „Also wird die Forderung nach Kolonien in unserem so dicht besiedelten Land als eine selbstverständliche sich immer wieder erheben."

Das ist auch von fremden verständigen Staatsmännern immer wieder anerkannt. Neben älteren Aeußerungen sind gerade auf die Ausführungen des Führers vom 30. Januar 1937 eine ganze Anzahl Zustimmungen gekommen. Der kluge Franzose Gustave Hervé antwortete offen in der Zeitschrift „Viktoire" unter der Ueberschrift „Geben wir ihnen ihre Kolonien wieder?": „Wir können, ohne uns zu erniedrigen, unserem Nachbar diejenigen Kolonien wiedergeben, die wir Deutschland unter dem Vorwande weggenommen haben, es sei nicht würdig, Kolonien zu besitzen." Das würde „eine ritterliche Geste der Entspannung" sein und Frankreich sollte damit vorangehen, damit nicht, falls England in absehbarer Zeit Kolonialgebiete an Deutschland zurückgeben sollte, Frankreich es wiederum verabsäumt haben würde, eine solche Initiative zu ergreifen.

In der Tat wäre es auch staatsmännisch klug von französischer Seite, die beiden Mandate in Kamerun und Togo an das Deutsche Reich zurückzugeben, ihre Aufgabe kostet Frankreich fast nichts, es wäre eine anständige moralische Revanche für die Großzügigkeit, mit der seinerseits das Deutsche Reich nach 1871 auch die Erwerbung des großen französischen Kolonialreiches unterstützte, es würde bei der großen Bereitschaft in weiten Kreisen des deutschen Volkes, mit Frankreich eine wirkliche Freundschaft zu schließen, moralisch einer der größten Erfolge sein, und Frankreich bekäme eine nicht geringe Zahl tüchtiger Verwaltungsbeamter frei, die es in seinem eigenen Besitz, der ihrer dringend bedarf, einsetzen könnte.

Daß die italienische Oeffentlichkeit die deutschen Kolonialforderungen immer wieder anerkannt hat, dürfen wir mit Dank feststellen. Italien ist durch die Erwerbung Abessiniens versorgt und bringt so alles Verständnis auch für die deutschen Ansprüche auf. Auf britischer Seite hat es immer eine Anzahl kluger und einsichtiger Männer gegeben, die für eine Rückgabe der Kolonien in das Deutsche Reich eintraten. Lloyd George betonte am 5. Febr. 1936: „Ich behaupte ernstlich, daß die unter dem Vertrag von Versailles an England gegebenen Gebiete nicht als Besitzungen Englands, sondern vielmehr dem Völkerbund, dem alle Rechte zustehen sollten, gegeben sind. Man ist in Versailles übereingekommen, diese Gebiete England nur als Mandate, und nicht als gesetzliches Eigentum zu geben." Er fügte hinzu: „Ich glaube nicht, daß es Frieden in der Welt geben wird, bevor nicht die Mandatsfrage neu erwogen ist." Schärfer noch als er sagte Mr. William Harbott Dawson, Professor in Oxford und einer der besten Sachkenner: „Ich kann nur feststellen, daß für Deutschland, das immer noch die drittgrößte Industrie- und Handelsmacht der Welt ist, der Besitz von tropischen und subtropischen Gebieten lebensnotwendig ist, da es allein auf diese Weise die Rohstoffversorgung für viele seiner wichtigsten Industriezweige kontrollieren kann."

Ein ausgesprochen englischer Nationalist, der Führer der britischen Fascisten, Sir Oswald Mosley, schrieb in der Zeitschrift für Geopolitik: „Die ehemaligen deutschen Kolonien sind für England fast nur eine Last und eine Quelle von Ausgaben gewesen; für Deutschland aber wären sie ein Entlastungsgebiet und eine Gelegenheit zu kolonisatorischer Tätigkeit. Deshalb sollen sie auch an Deutschland zurückgegeben werden, wobei für gewisse Lebensinteressen Englands etwa in Gestalt von vorbehaltenen Reichs-Luftverkehrs-Stützpunkten gesorgt werden könnte, über die zwischen bei gemeinsamen weltpolitischen Zielen in Freundschaft lebenden Völkern, wie England u. Deutschland, leicht zu einer Einigung zu gelangen wäre.

Die Rückgabe der Kolonien wäre gleichbedeutend mit einer wahren Befriedigung des Anspruches des Nationalsozialismus auf eine wirtschaftliche Basis für das völkische Leben in der Heimat; von ihr aus könnte die Endabsicht, Wohlstand und Zufriedenheit des Volkes durch eine hauptsächlich auf völkische und rassische Ziele gerichtete Regierungstätigkeit zu erreichen, verwirklicht werden."

Immer wieder ist auch von einsichtigen Engländern betont worden, daß vielfach die Mandatsverwaltung gar nicht in der Lage ist, mit ihren wenigen weißen Beamten die Mandate entsprechend zu entwickeln. Selbst im „Tanganjika Standard" 4. 1. 1936 klagt ein „alter Afrikaner" John Renton über den Rückgang der Ansiedelungen und die Versteppung in Tei-

len des Tanganjika-Gebietes: „In diesen Teilen Tanganjikas (nordwestlich des Kilimandscharo) haben wir das beste Klima und den reichsten Boden der Welt, aber kein Land der Welt, welches regiert wird von Männern, die nur Zugvögel sind, und welche die Zukunft des Landes nur wenig interessiert, hat jemals Fortschritte gemacht."

Man versteht unter diesen Umständen, wenn Lord Downe am 7. Januar 1936 in York sagte: „Ich wünschte, daß die Regierung den Mut aufbrächte, Deutschland die nach dem Kriege abgenommenen Kolonien wieder zurückzugeben. Wir sollten aus dem letzten Kriege gelernt haben, daß man nicht auf die Dauer die wirtschaftliche Struktur der Welt aus dem Gleichgewicht bringen kann." Der Unterhausabgeordnete Mr. F. Llewellyn-Jones erklärte in einem Vortrage vor der Grotiusgesellschaft für Völkerrecht in London, seiner Meinung nach „sei die Zeit gekommen, die staatliche Zugehörigkeit der meisten dieser Gebiete zu überprüfen, und er möchte anregen, die Mandate Deutschland zu übertragen in einer Form, daß dieses Land schließlich das volle Eigentum darüber bekäme. Deutschland mit seiner tätigen und wachsenden Bevölkerung sei voll berechtigt zu überseeischem Besitz und England mit seinen großen kolonialen Besitzungen und die anderen europäischen Mächte, die weite Gebiete für Kolonisation in anderen Erdteilen hätten, würden kurzsichtig sein, wenn sie fortführen, Deutschlands Forderung nach Rückgabe der Kolonien abzuweisen. Dagegen würde ein Zeichen ihrer Bereitschaft zur Anerkennung der deutschen Ansprüche eine völlig neue internationale Atmosphäre schaffen..."

Man darf diese kluge Aeußerung durchaus unterstreichen. Man sollte sich in den Ländern der Siegerstaaten gar kein Hehl daraus machen, daß das koloniale Problem, neben allen Fragen der Rohstoffversorgung und der Gewinnung von Wirtschaftsraum für das deutsche Volk ein durchaus psychologisches Problem ist. Eine anständige Rückgabe deutscher Kolonien an das deutsche Volk würde endlich einmal zeigen, daß man mit der Psychologie von 1648, 1814 und 1919 gebrochen hat, daß man Deutschland als gleichberechtigten Faktor in der Familie der europäischen Nationen anerkennt, daß das ungeschriebene Gesetz, den Deutschen alle die Rechte und Lebensmöglichkeiten zu mißgönnen und zu verlegen, die man sich selber in reichstem Maße zuspricht, endlich einmal nicht mehr gelten soll. Das bedeutet, daß man auch das krampfhafte Suchen nach Argumenten, um die wirklich moralisch und sachlich berechtigten deutschen Ansprüche abzulehnen, in dieser Frage einmal aufgibt. Es hat noch niemals ein Deutschland gegeben, das sich so bewußt zur europäischen Zusammenarbeit bekannt hat, wie das nationalsozialistische Deutschland, das innerlich so bereit

ist, im Geiste einer neuen Zusammenarbeit alte Schmerzen zu vergessen und zu verwinden, — der krasse Widersinn aber, daß man uns wirklich für unsere Existenz lebenswichtige Besitzungen weggenommen hat und sie uns zugunsten von Staaten vorenthält, die sie in keiner Weise dringend benötigen, vielfach kaum das Verwaltungspersonal dafür ausreichend stellen können, — muß immer wieder namenlos erbitternd wirken. Kein wirkliches Interesse ihrer eigenen Völker hindert die Mandatsmächte, in eine ernste Erwägung über die Rückgabe unseres Kolonialbesitzes einzutreten, — der Vorschlag des klugen Franzosen Hervé, die bessere Zusammenarbeit der europäischen Nationen mit einer ritterlichen Geste der Rückgabe der Kolonien einzuleiten, würde auf einen Schlag unendlich viel psychologische Hemmungen beseitigen. Warum greift man ihn nicht auf? Man soll sich zugleich über eine sehr praktische Sache dabei klar sein: Wenn auch ein Teil der ausländischen Staatsmänner und Zeitungen die Gefahr des Kommunismus unterschätzen, — die Propaganda des Bolschewismus ist auch in Afrika deutlich sichtbar. Engländer, die sich darüber orientieren wollen, werden sicher schätzenswerte Mitteilungen von den Verwaltungsstellen im südafrikanischen Minengebiet bekommen können, Franzosen könnten sich erstklassig bei ihrer mit der kommunistischen Gefahr ringenden Verwaltung in Dakar orientieren. Die Gefahr des Bolschewismus besteht auch für Afrika! Es war eine der wenig beachteten und doch segensreichen Taten der spanischen Nationalregierung, daß sie gleich zuerst die Exponenten der Madrider Bolschewisten aus den spanischen westafrikanischen Besitzungen Rio de Oro, Fernando Po und Spanisch-Guinea hinauswarf, diese waren schon drauf und dran, auch in Afrika eine blutige Hetzpropaganda zu entfalten.

Wäre es nicht auch für die anderen Kolonialmächte ein beruhigendes Gefühl, die Front der Gegner gegen diese Weltgefahr in den Kolonien durch Deutschland verstärkt zu sehen? Zumal die völlige Selbstlosigkeit Deutschland in der Frage der spanischen Kolonien gezeigt hat, daß wir uns nicht etwa dafür besondere Vorteile verschaffen wollen! Verantwortungsvolle Staatsmänner in Paris und London sollten das Auftauchen der Hakenkreuzfahne im kolonialen Raum auch als eine Sicherung ihres eigenen Besitzes ansehen. In dieser Hinsicht sollten auch diejenigen Mächte, die keinen Mandatsbesitz haben und von denen wir nichts fordern, die aber ihre Erfahrungen mit dem Bolschewismus gemacht haben, wie die Niederlande, Belgien und Portugal das ihre dazu tun, und in ihrer öffentlichen Meinung dafür eintreten, daß Deutschland seine alten Rohstoffkolonien wieder bekommt.

Dr. von Leers.

Universitätsbibliothek Salzburg